Frauenleben
unter den Mormonen.

Vieljährige Erlebnisse

der kürzlich aus Utah zurückgekehrten Gattin

eines Aeltesten der Mormonen.

Deutsch von A. Kretzschmar.

Dritter Theil.

Leipzig, 1856.
W. Einhorn's Verlag.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Dreiunddreißigstes Kapitel. Eine Heimath in der Wüste 1

Vierunddreißigstes Kapitel. Weitere Fortsetzung der Geschichte Emily's 18

Fünfunddreißigstes Kapitel. Kirche und Staat . . . 28

Sechsunddreißigstes Kapitel. Die Selbstanklägerin und der sterbende Gatte 44

Siebenunddreißigstes Kapitel. Eine Scene 58

Achtunddreißigstes Kapitel. Noch einmal Emily . . . 71

Neununddreißigstes Kapitel. Heirathen 79

Vierzigstes Kapitel. Eine Berathung 92

Einundvierzigstes Kapitel. Differenzen 103

Zweiundvierzigstes Kapitel. Eine neue Gattin . . . 114

Dreiundvierzigstes Kapitel. Ethlin's Abenteuer . . . 132

Vierundvierzigstes Kapitel. Das Goldfieber und seine Wirkungen 142

Fünfundvierzigstes Kapitel. Offenbarungen 152

Sechsundvierzigstes Kapitel. Geheimnisse 162

Siebenundvierzigstes Kapitel. Licht 176

Achtundvierzigstes Kapitel. Schluß 187

Digitized by Google

Dreiunddreißigſtes Kapitel.

Eine Heimath in der Wüſte.

Wir waren allein in der Wüſte — Männer, Frauen und Kinder. Viele von uns waren von dem entſchloſſenſten Fanatismus beſeelt, andere von Gefühlen religiöſer Verehrung für ihr Oberhaupt durchdrungen und alle hatten das Gelübde gethan, eine Sache zu unterſtützen, welche, mochte ſie nun gut ſein oder ſchlecht und mit ihren Gefühlen übereinſtimmen oder nicht, doch keinesfalls verhehlen konnte, den Ruhm der Hierarchie der Mormonen zu erhöhen und die Intereſſen und Abſichten der Kirche zu befördern.

Ohne Zweifel war der Auszug der Mormonen Anlaß zur Freude für die Feinde dieſes Volkes oder es iſt auch möglich, daß ſie die Sache mit abſoluter Gleichgültigkeit betrachteten, obſchon in eben dieſer Thatſache der Grund ihres unerklärlichen Gedeihens und raſchen Wachsthums liegt. Daß ſie allein ſtanden ohne benachbarte Gemeinden von anderer Glaubensrichtung und im Beſitz eines auf radikal verſchiedenen Prinzipien ruhenden ſocialen Syſtems, deſſen Einfluß ihr Wachsthum verzögert oder die volle Entwickelung ihrer Pläne verhindert haben würde — dies war ein ihnen ſehr günſtiger Umſtand. Es ſtand ihnen frei, Geſetze zu entwerfen, wie ſie ihnen zuſagten, ganz ihren eigenen Anſichten gemäß Beſtim-

nungen zu treffen und mehr als Andere übte die Unmöglichkeit zu entfliehen einen wunderſamen Einfluß auf die Unzufriedenen und bewog ſie mehr als ſonſt etwas, bei ihrem Schickſal auszuharren und ſich in die Umſtände zu fügen, in welche ſie einmal verſetzt waren. Hätte den beleidigten Frauen die Möglichkeit zur Seite geſtanden, den Schutz des Geſetzes anrufen oder auch nur aus der Nähe dieſer neuen Ausſchweifung entfliehen zu können, ſo würde die Vielweiberei ſchon im Keime den Todesſtreich empfangen haben. So aber mußten die Perſonen, denen an ihrer Unterdrückung am meiſten lag und welche die Laſt der daraus hervorgehenden unerträglichen Uebel zu tragen hatten, gezwungen, es dabei bewenden laſſen und zwar in den meiſten Fällen ohne Murren oder Klage. Der große Einfluß, den der Mormonismus in Utah erlangt hat, und die Macht, mit welcher er ſich noch in der Welt fühlbar machen wird, iſt einzig und allein in der Thatſache zu ſuchen, daß es ihm freigeſtanden hat, ſich auszubreiten und ohne entgegenwirkende Einflüſſe zu entwickeln, was in einem Staate mit bereits feſtſtehenden Geſetzen nicht der Fall hätte ſein können. In Utah ward der Mormonismus der Kern, um welches herum die Geſellſchaft ſich bildete, und drang auf dieſe Weiſe in alle Organiſationen des häuslichen und politiſchen Lebens ein. Die Mormonen ſiedelten ſich gleich von Anfang als Gemeinden an; ſie waren durch menſchliche Sympathien, nachbarliche Anhänglichkeit und die Bande kirchlicher Verwandtſchaft an einander gefeſſelt. Demzufolge ward kein Einfluß verſchwendet, ſondern ein Mittelpunkt geſchaffen, der eine Anziehungskraft beſaß, welche nicht verfehlen konnte, Alles, was in ihr Bereich kam, bis zu einem gewiſſen Grade umzuformen und neu zu geſtalten.

Der Auszug der Mormonen war, obſchon er damals nicht

von dieſer Seite betrachtet wurde, eine Miſſionsbeſtrebung nach großem Maßſtabe und in der wirkſamſten Form. Die auf dieſe Weiſe gegründete Mormonenkirche ward der Keim einer großen Stadt und ſäete den Samen zu allen ihren Uebeln und Gräueln ringsumher. Wie weit in der Zukunft dieſe Bewegung in ihrem Einfluß auf das Schickſal des weſtlichen Theils des Continentes oder ſogar auf unſere Republik reichen wird, — dies zu entſcheiden iſt im gegenwärtigen Augenblick noch unmöglich.

Man darf indeſſen nicht glauben, daß alles dies ohne Arbeit und Mühe und zwar von der eifrigſten und mühſamſten Art zu Stande gebracht worden ſei und in dieſer Beziehung wenigſtens können andere Chriſtenſekten ſich das Beiſpiel der Mormonen zum Muſter dienen laſſen. In dieſer Wildniß angeſiedelt, haben ſie ſich nicht blos erhalten, ſondern auch Miſſionaire nach allen Weltgegenden ausgeſendet und zwar ohne jene Anſprachen durch die Preſſe und ohne irgend eines jener Bettelſyſteme, welche von andern Religionsgemeinden angewendet zu werden pflegen. So iſt Utah im Verlaufe weniger Jahre der Mittelpunkt der Mormonenwelt, die Baſis eines mächtigen Staates und der Hort einer Kirche geworden, welche in allen weſentlichen Punkten vom Chriſtenthum verſchieden iſt.

Wenn man auf die Vergangenheit zurückblickt, ſo ſcheint es kaum möglich, daß in ſo wenigen Jahren ſo Vieles zu Stande gebracht worden oder daß die Brüderſchaft der Mormonen fortwährend ſo großen Zuwachs erhält. Es iſt in unſern Augen wahrhaft wunderbar, daß ſeitdem wir als eine Schaar hungriger halbverſchmachteter Auswanderer uns neben den Salzſee niederſetzten, ſo große Veränderungen in der phyſiſchen Beſchaffenheit des Landes ſowohl als auch in dem

Zuſtande unſeres Volkes bewirkt worden ſind. Das eine iſt aus einer unbebaueten Wüſte eine blühende, knospende Region geworden, während das andere für Armuth Reichthum gefunden, für Schwäche Stärke erlangt hat und nicht mehr verachtet, ſondern gefürchtet wird.

Dachten wir wohl an einen ſolchen Triumph, als wir in jener Nacht an den Lagerfeuern ſaßen und über die Gefahren nachdachten, die wir überſtanden hatten oder denen wir entgangen waren? Ich für meinen Theil dachte es nicht. Ja, die Menſchen ſind in der That blind und unwiſſend und nicht im Stande, zu berechnen, was die Folgen ihrer eigenen Handlungen ſind. Ich habe niemals an den Mormonismus geglaubt, aber ich liebte meinen Gatten und war um ſeinetwillen entſchloſſen, überall auszuharren.

Die Zeit und die gemeinſchaftlich beſtandenen Gefahren und Beſchwerden hatten meine Liebe zu ihm wunderbar erhöhet. Er war freundlich, rückſichtsvoll und ſanft in ſeinem Benehmen gegen mich und obſchon ich die Täuſchung, die er beim Beginne unſerer Bekanntſchaft an mir verübt, recht wohl wußte, ſo verzieh ich ihm dieſe doch gern und würde ihm in Rückſicht auf mein Glück, zu lieben und geliebt zu werden, zehnmal mehr verziehen haben.

Viele Tage nach unſerer Ankunft im Thale Utah bot das Lager ein ſehr lebendiges Schauſpiel dar. Der Platz der Stadt, welche der Mittelpunkt des Mormonismus werden ſollte, mußte erſt noch gewählt werden, ehe die Vermeſſung der einzelnen Bauſtellen erfolgen konnte. Das Werk ward jedoch raſch gefördert, denn Alle legten mit Eifer Hand an und in weit kürzerer Zeit, als wir geglaubt, hatten wir alle bequeme Häuſer.

Anfangs wohnten zwei oder drei Familien in einem

Hauſe beiſammen, dann wurden die Häuſer bis auf die Zahl der Familien erhöhet und endlich als das Vielweiberſyſtem immer herrſchender ward, mußten die Häuſer faſt ins Unendliche vermehrt werden. Dieſe Häuſer waren größtentheils aus einem in dem Thale Utah ſich vorfindenden Stein erbaut, einige jedoch auch von Baumklötzen, und groß oder klein, je nach den Mitteln und den Geſchmack des Beſitzers. Mehrere dieſer Wohnungen ſtanden in maleriſchen, romantiſchen Umgebungen an den Ufern klarer Bäche oder auf ſanften mit grünem friſchen Gras bewachſenen Anhöhen. Andere ſtanden mitten in breiten fruchtbaren Wieſen und Alles trug ein Gepräge der Sicherheit und Behaglichkeit, als einer neuen Anſiedelung nur ſelten eigen iſt.

Obſchon fern von den Grenzen der civiliſirten Welt und außerhalb des Bereichs der Eiſenbahnen und Dampfboote beſaßen wir doch die Bedürfniſſe und in vielen Fällen ſogar die Luxusgenüſſe des Lebens. Von dem abſcheulichen Syſtem Smith's, den Heiden nichts abzukaufen, war allmälig Umgang genommen worden. Der Mormonismus hatte überhaup unter Smith's Nachfolger eine ganz neue Geſtalt gewonnen. Die meiſten Gaukeleien und Betrügereien wurden ſchon längſt nicht mehr geübt, obſchon wahrſcheinlich jetzt keine weitere Veranlaſſung dazu vorlag. Der Handelsverkehr mit den Heiden ward ermuthigt unter der Bedingung, daß wir immer am beſten bei dem Handel wegkämen und ſie auf dieſe Weiſe bevortheilten, ſo wie die Iſraeliten die Egypter bevortheilt und beraubt haben ſollen.

Hierzu kam noch, daß fortwährend noch andere Geſellſchaften von Auswanderern eintrafen, die gewöhnlich ſehr viel Gewürz und andere dergleichen Waaren mitbrachten, denn man darf nicht vergeſſen, daß ſeit der erſten Ausbreitung des

Mormonenglaubens durch Smith bis zu dem Auszuge nach der Wüſte mehrere Jahre verſtrichen waren, während welcher Zeit viele der Mormonenälteſten viele Proſelyten gemacht hatten. Dieſe waren nicht den Beſchränkungen unterworfen geweſen, welche die unmittelbare Nähe des Propheten auflegte und demzufolge kamen ſie mit allen Lebensbedürfniſſen reichlich verſorgt zu uns, nur fehlte es durchgängig an Mehl und Kartoffeln. Als Surrogat dafür lernten wir jedoch mehrere eßbare Wurzeln kennen, die, wenn ſie gebacken oder auf ſonſt eine Weiſe zubereitet worden, ſehr zuträglich nahrhaft waren.

Mrs. Bradiſh war ſo rührig und thätig wie je und man wird gern glauben, daß ſie genug zu thun fand. Obſchon ſtets neugierig und zuweilen zudringlich, war ſie doch ſehr nützlich, eine wunderbar treue Anhängerin der Kirche und ſtets bereit, zur Förderung des Gedeihens derſelben jedes Opfer zu bringen.

Mrs. Beardsley wohnte bei ihrer Tochter und genoß das Vorrecht, Strümpfe für die ganze Kolonie zu ſtricken. Ihre Nadeln waren nie einen Augenblick müßig und nie war eine Frau emſiger beſchäftigt, denn ſie ſah noch jeden Tag eine große Anzahl kleine Knaben und Mädchen barfuß vor ihrer Thür herumlaufen, während Mrs. Stillman senior eine nie verſiegende Quelle des Aergers und der Unruhe darin fand, daß ihr Mann, wie ſie glaubte, ſeinen ehelichen Pflichten häufig untreu ward.

„Wirklich," ſagte ſie einige Tage nach unſerer Ankunft zu mir, „ich bin außer mir. Dieſe nichtswürdige Fanny Simpkins iſt die Qual meines Lebens. Geſtern ſagte ſie mir in's Geſicht, ſie ſei Mr. Stillman's Frau eben ſo gut als ich und ich ſollte es ändern, wenn ich es könnte."

„Nun, iſt ſie denn mit Mr. Stillman vermählt worden?“

„Ja, das kann ich eben nicht ermitteln. Wenn ich ihn deswegen frage, ſo antwortet er gleichgültig oder unfreundlich, daß es mich nichts angehe oder ſo etwas Aehnliches, und das kann ich nicht ertragen.“

„Aber was wollen Sie machen?“

„Ich wüßte nicht, was ich bereit wäre, zu thun, um mich von einem ſolchen Fluche zu befreien,“ antwortete ſie. „Es iſt entſetzlich und ſchändlich, daß ein Mann von ſeinen Jahren ſich von einem blühenden Mädchen verführen läßt. Uebrigens will ſie weiter nichts von ihm, als ſein Geld.“

„Glauben Sie das wirklich?“

„Ich weiß es. Sie wiſſen, daß er mir früher ſein Geld ſtets aufzuheben gab und nie einen Cent ausgab, ohne daß ich es wußte. Jetzt dagegen macht er es ganz anders. Ich bin ſo gut wie Niemand. Er fragt mich nicht in Bezug auf irgend etwas um Rath, er giebt mir kein Geld, er —“

„Aber, Mrs. Stillman,“ entgegnete ich, „wenn das der ganze Grund Ihrer Klage iſt, ſo ſehe ich nicht ein, was Ihnen an Ihrem Glücke fehlen kann. Mr. Ward hat mir nie ſein Geld zum Aufheben gegeben, er hat mich nie über ſeine Angelegenheiten zu Rathe gezogen und dennoch bin ich ſehr glücklich geweſen.“

„Aber mir gefällt das nicht.“

„Es iſt ein großes Ding, Mrs. Stillman, wer verſteht, ſich in die Umſtände zu fügen, und je eher die Frauen von Utah dies lernen, deſto beſſer iſt es für ſie.“

„Aber es iſt hart, wenn alte Leute noch neue Lectionen lernen ſollen.“

„Das weiß ich wohl; aber was wollen Sie ſonſt thun?“

Ich bemitleidete die alte Dame von Herzen. Sie war

beinahe ſechszig Jahr alt, ſah noch recht hübſch aus und hatte in ihrem Aeußern etwas Ehrwürdiges. Sie war an die ausſchließliche Liebe und Verehrung ihres Gatten gewöhnt. Seit beinahe vierzig Jahren waren ſie mit einander verheirathet. Sie war ſeine Rathgeberin und Tröſterin geweſen und nun wendete er ſich, beſtrickt von den Reizen eines jüngern Geſichts, von ihr ab. Oft ſah ſie ihn mehrere Tage und Nächte hinter einander nicht. Wenn er kam, ſo waren ſeine Beſuche kurz und er war ſeinem frühern Ich nicht mehr ähnlich. Wer vermag die gänzliche Einſamkeit ihres Herzens, das Gefühl ihrer tiefen Demüthigung zu ſchildern, welches um ſo ſchwerer zu tragen war, weil es unerwartet kam.

Jedoch wir müſſen ſie ihrem Grame überlaſſen und uns wieder einmal nach Brigham umſehen.

Sein Haus war in großartigem Style erbaut worden, hundert Fuß lang und ſechszig breit.

„Ich rathe allen Brüdern," ſagte er, „große Häuſer zu bauen, um den Bedürfniſſen ihrer wachſenden Familien zu genügen. Jeder Bruder ſollte wenigſtens vier oder ſechs Frauen nehmen und ſobald als möglich eine reine und vollkommene Generation für den Herrn erziehen. Auf keine andere Weiſe kann das Königreich der Heiligen errichtet werden."

Ich glaube, daß Alle die Wahrheit dieſes Ausſpruchs einſahen, aber Einer fragte, wo denn die Frauen alle herkommen ſollten?

„Der Herr wird ſie uns ſchaffen, eben ſo wie er Eva dem Adam ſchuf."

„Auf jeden Fall hoffe ich aber, daß es nicht auf dieſelbe Weiſe geſchehen wird," meinte Harmer.

„Es hat keine Gefahr," ſagte Charley Moore.

„Ich für meinen Theil," antwortete Harmer, „würde mich gern mit einer Frau begnügen," und er blickte auf Emily.

Der Prophet gewahrte dieſen Blick und wendete ſich mit finſterer Miene ab.

„Nach der Größe und dem Ausſehen ſeines Hauſes zu urtheilen," ſagte Mrs. Bradiſh, „beabſichtigt unſer Oberhaupt, die Vorſchriften, die er lehrt, auch ſelbſt zu üben, nämlich in ſo weit die Erziehung einer zahlreichen Familie in Frage kommt."

„Das glaube ich auch."

„In dieſem Hauſe können wenigſtens vier große Familien Obdach finden. Wahrſcheinlich beabſichtigt er, nach Art der Türken zu leben und jedem Weib mit ihren Kindern ein beſonderes Zimmer einzuräumen."

„Höchſt wahrſcheinlich."

„Seine drei Frauen würden ſich auch nicht gut mit einander vertragen. Sie zanken ſich fortwährend und wie ich gehört habe, bedarf er ſeiner ganzen Autorität, um ſie im Zaume zu halten."

„Sind ſie denn eiferſüchtig auf einander?"

„Das gerade nicht, wohl aber wünſcht die eine den Vorrang vor der andern zu behaupten. Die Aelteſte glaubt, ihr Alter gebe ihr Anſpruch auf den Ehrenplatz; die Jüngſte will die Erſte ſein, weil ſie ſchön und die erklärte Günſtlingin iſt, und die Mittlere wegen ihres Vermögens. Sie wollen nicht mit einander eſſen, weil jede bei Tiſche obenan ſitzen will, und eben ſo will jede die Angelegenheiten des Haushalts überwachen und leiten, während die andern die Arbeit verrichten. Ihr Gemahl hat ihnen verſprochen, daß, wenn die Sclaven, die er beſtellt hat, ankommen, ſie dann alle von der Hausarbeit befreit ſein ſollen. Dies wird wahrſcheinlich eine Verände-

rung herbeiführen, obſchon kaum alle Eiferſüchteleien, die ihnen das Leben verbittern, dadurch entfernt werden.“

„Und welche die natürlichen Früchte der Vielweiberei ſind.“

„Nicht gerade die natürlichen Früchte,“ ſagte Mrs. Bradiſh, „weil mehrere Frauen von meiner Bekanntſchaft die Sache mit vollkommener Gleichgültigkeit betrachten. Mrs. Leach ſagt, ſie werde ſich freuen, wenn ihr Gatte noch eine Frau heirathete, dafern er ihr nur ein beſonderes Einkommen ausſetze. Sie habe die Feſſeln der Ehe nun lange genug ertragen und werde ſie ſehr gern von ſich werfen.“

„Aber wenn ich die Sache recht verſtehe, ſo wird ſie durch die Verheirathung ihres Mannes mit einer zweiten Frau ihrer Pflichten nicht enthoben.“

„Seiner Aufmerkſamkeiten aber wird ſie doch jedenfalls in einem gewiſſen Grade überhoben ſein.“

„Wünſcht ſie ſo etwas?“

„Sie ſagt es wenigſtens.“

„Dann iſt ſie in der That zu bemitleiden.“

„Nicht ſo ſehr als die, welche ſich dem Schickſale widerſetzen, durch welches ſie doch zuletzt überwunden werden.“

„Aber wie können Sie als Weib ſich beifällig über ein Syſtem ausſprechen, welches beſtimmt iſt, unſer Geſchlecht in Unglück und Elend zu ſtürzen?“

„Sie begreifen wirklich recht ſchwer, Mrs. Ward. Es iſt nicht die Vielweiberei, was die Frauen elend und unglücklich macht, ſondern es ſind dies vielmehr die falſchen und verkehrten Anſichten, in welchen ſie erzogen worden ſind. Die Töchter dieſer ſelben Frauen, die ſich jetzt ſo wüthend gegen dieſes Syſtem erklären, werden daran gewöhnt aufwachſen und nicht im Stande ſein, etwas Unrechtes oder Schlimmes darin wahrzunehmen. Es wird weder ihr Rechtsgefühl verletzen, noch

entwürdigend, noch demüthigend erſcheinen. Keine wird ſich ſcheuen, die dritte Frau eines Mannes zu werden, während die beiden erſten noch leben. Die Gewohnheit und die öffentliche Meinung ſind es, welche in allen dieſen Dingen entſcheiden. Unter dem griechiſchen Kaiſerreiche galt es unehrenhaft, mehr als einmal zu heirathen. In der Neuzeit kann ein Mann geſetzmäßig die zwanzigſte Frau nehmen, dafern nur die erſten neunzehn todt ſind, was nach meiner Anſicht nicht beſſer iſt, als wenn er die zwanzigſte heirathet, während die erſten neunzehn noch leben."

„Wenn Sie verheirathet wären, ſo würden Sie wahrſcheinlich anders denken."

„Das iſt wohl möglich, jedenfalls aber geht das Heirathen ſehr flott und wird wahrſcheinlich ſo gehen, ſo lange noch ein heirathfähiges unvermähltes Frauenzimmer in dem Diſtrict exiſtirt."

„Mir kommt es aber ſehr ſcandalös vor, alte abgelebte grauköpfige Männer mit jungen Mädchen am Arme auf der Straße herumſpazieren zu ſehen, während gleichzeitig eine bejahrte Frau, ihr treues und geſetzmäßiges Weib, daheim ihre Abweſenheit beweint."

„Das liegt vielleicht darin, daß Sie nicht daran gewöhnt ſind."

„Nein, Mrs. Bradiſh," antwortete ich, „da irren Sie ſich ſehr; der Grund liegt in der Inconſequenz eines ſolchen Verfahrens, und ſelbſt wenn es geſetzlich erlaubt wäre, ſo wäre es doch nicht räthlich und ſchicklich."

„Dann ſind Sie anderer Anſicht als Abraham, Jakob, David und Salomo, welche alle die Vielweiberei für räthlich und ſchicklich hielten und ſie ohne Rückhalt übten."

„Still, da kommt der Aelteſte Lukas."

Digitized by Google

Der genannte Bruder näherte ſich unſerer Thür und redete uns an. Wir forderten ihn auf, einzutreten. Anfangs wollte er nicht, Mrs. Bradiſh aber beſtand auf ihrem Verlangen.

„Ja, Bruder Lukas, Sie müſſen hereinkommen und uns von der Hochzeit erzählen, welcher Sie neulich Abends beiwohnten. Es iſt ſo viel davon geſprochen worden, daß ich ſehr neugierig bin, etwas Näheres darüber zu wiſſen.“

„Na, ich glaube, es würde Ihnen nicht viel Vergnügen machen, wenn Sie es wüßten. Mir machte es auch keins. Ich wäre weit lieber nicht dabei geweſen; in meinem Leben thue ich ſo etwas nicht wieder.“

„Nun, was war denn ſo Schreckliches dabei?“

„Na, ſehen Sie,“ antwortete er, „Bruder Haley war ſchon ſeit einiger Zeit mit dem Gedanken umgegangen, eine zweite Frau zu heirathen, hatte aber nie den Muth, ſeine Harriet davon in Kenntniß zu ſetzen, und kam deshalb an demſelben Tage, wo er Abends vermählt werden ſollte, zu mir und ſagte:

„Bruder Lukas, ich habe Dir einmal einen Gefallen gethan — weißt Du noch?“

„Ja wohl weiß ich es und ich werde mich dafür dankbar beweiſen, wenn es je in meiner Macht ſteht.“

„Es ſteht jetzt in Deiner Macht,“ entgegnete er.

„Wie ſo?“

„Ich ſoll heute Abend mit meiner zweiten Frau vermählt werden. Meine erſte aber weiß noch nichts davon und ich wünſchte, daß Du hingingeſt und es ihr ſagteſt. Willſt Du es thun?“

„Aber warum haſt Du ihr denn nicht ſchon früher etwas davon mitgetheilt?“

„Ich konnte es ihr nicht ſagen. Tauſend Mal habe ich

mir vorgenommen, es zu thun, aber allemal hatte ich keine Courage."

„Wird sie es sich sehr zu Herzen nehmen?"

„O nein, ich glaube nicht sehr."

„Ich sah ihn fest an und bemerkte, daß sein Gesicht seine Worte Lügen strafte.

„Also willst Du hingehen?" fragte er nochmals.

„Ja wohl," antwortete ich und machte mich sofort auf den Weg.

„Mrs. Haley war emsig mit ihren häuslichen Arbeiten beschäftigt. Sie sang ein trauriges Lied von der Heimath ihrer Kindheit und ihre Augen sahen roth aus, als ob sie geweint hätte, aber sie empfing mich herzlich und freundlich und fragte bald, ob ich ihren Mann gesehen, indem sie hinzusetzte, daß er diesmal seit längerer Zeit als gewöhnlich vom Hause abwesend sei.

„Das ist kein Wunder," sagte ich, „er wird durch ein etwas ungewöhnliches Geschäft aufgehalten."

„Und dies wäre?" fragte sie rasch.

„Können Sie es nicht errathen?"

„Ich glaube nicht, daß ich es könnte. Ich habe von den Geschäften meines Mannes keine nähere Kenntniß."

„Sie sah mich an und machte einen schwachen Versuch, zu lächeln.

„Sie scherzen," sagte sie.

„Ich scherze durchaus nicht."

„Nun, so sagen Sie mir es. Diese Ungewißheit martert mich."

„Sie wissen, daß die Ehemänner unter den Mormonen ein gewisses Vorrecht beanspruchen."

„Die Farbe wich augenblicklich aus ihrem Gesicht und ihre

Lippen wurden kreideweiß. Sie faltete die Hände so krampfhaft zusammen, daß das Blut unter den Nägeln zurückwich, näherte sich mir so, daß ich ihren angstvollen Hauch an meinem Gesicht fühlte, und sagte mit heiserer Stimme:

„Sagen Sie mir Alles — Alles — sogleich — sogleich.“

„Fassen Sie sich, liebe Frau,“ sagte ich, „ihr Gatte versicherte mir, daß seine Liebe zu Ihnen unverändert ist, aber —“

„Er steht im Begriff, eine andere zu —“

„Das Wort blieb ihr auf der Zunge sitzen; sie konnte es nicht aussprechen. Ich nickte bejahend mit dem Kopfe.

„Sie faßte sich mit den Händen an der Stirn. Ich glaubte, sie würde ohnmächtig werden, aber dies war nicht der Fall. Diese wohlthätige Vergessenheit des Leidens war ihr nicht beschieden. Sie sank auf einen Stuhl, nicht wie Niobe in Thränen, denn keine Thräne erleichterte ihr das Herz, sondern mit einem solchen Ausdruck von Jammer und Verzweiflung, wie ich ihn in meinem Leben nie wiedersehen mag.“

„Und machten Sie keinen Versuch, sie zu trösten?“ sagte Mrs. Bradish.

„O ja, das that ich. Ich sagte: Nehmen Sie es sich nicht so zu Herzen. Sie werden, glaube ich, sehr glücklich zusammen sein. Die Dame, welche ihr Gatte gewählt hat, ist in jeder Beziehung seiner und Ihrer würdig. Sie wird Ihnen eine ganz ausgezeichnete Gesellschafterin sein.“

„Sie wendete den Kopf ab, als wenn meine Worte sie schmerzlich berührten.

„Ich bitte Sie, sprechen Sie jetzt nicht! ich bitte Sie!“ sagte sie.

„Ich saß einige Minuten schweigend da und fragte dann, in der Absicht, ihre Gedanken auf etwas anderes zu lenken,

wo ſie die ſchöne Blume herhätte, welche in dem kleinen Gärtchen am Hauſe wuchs.

„Sie ſchlug ihre Hände mit einem Ausdruck der Verzweiflung zuſammen, der mir bis zu meinem Todestage gegenwärtig bleiben wird. Er ſchien zu ſagen: Wie kannſt Du an Blumen oder an irgend etwas Schönes und Reines denken? Für mich iſt hinfort Alles Finſterniß und Unheil. Ich fuhr jedoch fort: Geſtern ſah ich in dem Thale einige ſchöne ſcharlachrothe Blumen von einer ganz neuen Gattung blühen; wenn Sie wünſchen, ſo will ich ſie Ihnen holen.“

„Sie ſchüttelte den Kopf und ein kalter Schauer ſchien ſie zu durchrieſeln.

„Sie wollen ſie nicht?“ ſagte ich.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete ſie; „aber ſprechen Sie nicht mit mir, wenigſtens nicht von ſolchen Dingen.“

„Ich ſah nun meine Bornirtheit ein und wie vergeblich hier blos irdiſcher Troſt wäre. Ich ſah die Hülſen, die ich anſtatt des Brodes des Lebens ihrem niedergebeugten und zerknirſchten Gemüth geboten.

„Wollen wir beten?“ fragte ich.

„Sie nickte.

„Wir knieten nieder und ich begann.

„O nicht ſo!“ kreiſchte ſie faſt, „das kann ich nicht ertragen. Laſſen Sie mich beten, wie ich in meiner Kindheit betete.“

„Ich beſann mich nun, daß ſie in dem Rituale der Hochkirche erzogen worden, und glaubte nun die Worte jenes Gebets zu hören, welches in Bezug auf Pathos und Inbrunſt nirgends ſeines Gleichen hat. Das Gebet aber, welches ſie von ſich hauchte, war, obſchon eben ſo ſchön, doch ganz anders.

„Verlaß mich nicht, o Herr,“ betete ſie, „in dieſer meiner größten Noth, ſondern reiche mir Deinen Arm. Sei Du

mein Gatte, mein Freund und Bruder, und wenn alle irdiſche Hoffnung mir untreu wird, lehre mich Dich immer mehr und mehr lieben, auf Dich ſchauen und auf Dich meine Hoffnung ſetzen und daß es Dir gefallen möchte, dieſes große Unglück zu meinem geiſtigen Wohl zu heiligen, daß es Dir gefallen möchte, mein Herz von allen eitlen und thörichten Wünſchen zu reinigen."

„Ein leichtes Geräuſch an der Thür bewog mich aufzublicken. Haley ſtand dort und ſeine junge Gattin ſtützte ſich auf ſeinen Arm, aber die beleidigte Gattin hörte in der Inbrunſt ihrer Andacht nichts von ſeiner Annäherung.

„Und vor Allem, o Herr, vergieb meinem Gatten, daß er auf dieſe Weiſe ein Herz bricht und mit Füßen tritt, welches auf ihn baute, daß er das Vertrauen eines Weibes verrathen hat, welches ihn über alles liebte und ehrte."

Haley ſtand vor Scham und Ueberraſchung wie angewurzelt.

„Ich bitte Dich, ihm zu verzeihen, daß er an Dir geſündigt und den von Dir eingeſetzten heiligen Stand der Ehe zu einem Mittel der Ausſchweifung erniedrigt. Vergieb auch ſeiner Mitſchuldigen, damit ihre Augen ſehen, wie üble Wege ſie wandelt und damit Beide bereuen, ehe es zu ſpät iſt."

„Schweigend und verſtohlen zog die junge Frau ihren Gatten von der Thür hinweg und die Beiden verſchwanden um die Ecke des Hauſes. Mrs. Haley beendete ihre Andacht und ſtand ruhig und gefaßt auf. Das Gebet hat einen wunderbaren beruhigenden Einfluß und als ich fortging, hatte ihr Geſicht wieder ſeinen natürlichen Ausdruck genommen, nur war es ſanfter und wehmüthiger.

„Haley hat mir ſpäter erzählt, daß, als er nach Hauſe

zurückkam, ſie ihm nichts über den fraglichen Gegenſtand ſagte, ja überhaupt faſt gar nicht ſprach.“

„Aber wo iſt denn nun die junge Frau?“ ſagte Mrs. Bradiſh.

„In dem Hauſe ihres Vaters. Sie weigerte ſich entſchieden, mit Harriet zuſammen zu wohnen, und ſagte, die Nähe einer ſolchen Frau würde ein immerwährender Vorwurf für ſie ſein, den ſie nicht ertragen könne und möge.“

„Das würde auch der Fall ſein,“ antwortete ich; „dieſe Polygamie iſt blos ein anderer Name für die abſcheulichſte Sittenloſigkeit und keine redlich geſinnte Frau wird ſich jemals dazu verſtehen, ein ſolches Syſtem durch ihre Theilnahme daran zu unterſtützen. Man könnte demſelben ſehr leicht Einhalt thun, wenn jedes Mädchen ſich entſchlöſſe, lieber unverheirathet zu bleiben, wenn ſie nicht einen Mann bekommen kann, der noch keine andere Frau hat.“

„Und wie, wenn nun den Frauen nicht das Recht zuſtünde, ſich auf dieſe Weiſe zu weigern?“

„Ich verſtehe Sie nicht.“

„Nun denn,“ ſagte Mrs. Bradiſh, „die vollkommene Entwickelung des Mormonismus wird die Frauen wieder in ihren urſprünglichen Zuſtand zurückverſetzen.“

„Und was für einer war denn dies?“

„Ein Zuſtand gänzlicher Abhängigkeit von ihren männlichen Verwandten. Dieſe Verwandten werden die Macht haben, ſie zu verheirathen, wie ſie es paſſend finden. Der Mann wird, anſtatt mit dem Weibe eine Mitgift zu empfangen, vielmehr ihren Eltern oder Vormündern ein Geſchenk machen, welches dann an die Kirche abzuliefern iſt.“

„Auf dieſe Weiſe gedenkt die Kirche von der Sclaverei der Frauen Nutzen zu ziehen. Abſcheulich!“

„Sie können es Sclaverei nennen oder wie Sie ſonſt wollen," ſagte Mrs. Bradiſh, „aber dennoch müſſen Sie zugeben, daß dieſer Gebrauch durch die Patriarchen geheiligt iſt. Jakob kaufte ſeine Weiber und daſſelbe thaten David und Hoſea laut der heiligen Schrift, welche auch Sie verehren, während das Buch Mormons dieſen Gebrauch ausdrücklich autoriſirt."

Bald nachher entfernte ſich Bruder Lukas und Mrs. Bradiſh ging ebenfalls fort, um einen der Aelteſten zu beſuchen, mit welchem ſie, wie es ſchien, ſich näher zu befreunden begann, und der ſeine Wohnung mit zwei friſchen muntern Dirnen theilte, die bei ihm die Stelle von Gattinnen vertraten.

Vierunddreißigſtes Kapitel.

Weitere Fortſetzung der Geſchichte Emily's.

Da ich kurze Zeit allein war, ſo freuete ich mich, Emily die Gaſſe herabkommen zu ſehen. Sie war ungewöhnlich ſorgfältig gekleidet und noch nie hatte ich ſie ſo ſchön geſehen. Als ſie näher kam, war es mir als ob ſie in ihrem Weſen und ihrer ganzen Erſcheinung etwas Aehnliches von Brigham hätte. Aber dennoch war dieſer Gedanke ein ganz neuer und würde einem gleichgültigen Beobachter lächerlich erſchienen ſein. Brigham galt für häßlich, aber es iſt nichtsdeſtoweniger Thatſache, daß ſelbſt zwiſchen den ſchönſten und den häßlichſten Leuten ſich gewiſſe Aehnlichkeiten auffinden laſſen, gerade ſo wie eine Karrikatur eine gewiſſe Aehnlichkeit mit ihrem leben-

den Original hat, obſchon jeder Zug auf groteske Weiſe übertrieben iſt.

Ein Gedanke, den ich nicht einen Augenblick zu hegen wagte, durchzuckte mich. Ihr Antlitz hatte in der letzten Zeit einen feſten energiſchen Ausdruck angenommen, der die Aehnlichkeit noch auffallender und hervortretender machte und ich war ſchon halb entſchloſſen, ihr etwas darüber zu ſagen.

Nachdem wir bei ihrem Eintreten die gewöhnlichen Komplimente gewechſelt, kam ſie auf den Gegenſtand zu ſprechen, der ihre Gedanken am meiſten zu beherrſchen ſchien.

„Sie wiſſen," ſagte ſie, „daß Brigham mir bei meiner erſten Unterredung mit ihm einen Monat Bedenkzeit bewilligte, innerhalb deſſen ich mich entſcheiden ſollte, ob ich ihn zum Gatten haben wolle oder nicht. Die Friſt war ſchon vor einiger Zeit abgelaufen, aber er verlangte meine Entſchließung erſt geſtern, indem er ſagte, er wünſche daß ich ſehen möchte, wie vollkommen er im Stande ſei, noch eine Frau in ſein Haus aufzunehmen, daß die ſchönſten Zimmer in ſeinem Hauſe für mich beſtimmt ſeien und daß er die Macht habe, nicht blos mich ſondern auch alle meine Freunde zu ſtrafen, wenn ich bei meinem erſten Entſchluſſe ſtehen bliebe."

„Und was ſagten Sie ihm?"

„Daß er mich ſtrafen könne ſo viel er Luſt hätte, weil ich entſchloſſen ſei, mir ſelbſt treu zu bleiben und niemals einen Mann zu heirathen, der bereits eine Frau hätte. Was meine Freunde beträfe, ſo wäre die Zahl derſelben gering, ſie ſeien aber recht wohl im Stande ſich ſelbſt zu ſchützen und deshalb hegte ich in dieſer Beziehung keine Furcht.

„Nimm Dich in Acht, meine Autorität zu verachten, ſonſt ſollſt Du dieſelbe fühlen," ſagte er.

„Ich verachte weder Sie noch Ihre Autorität, entgegnete

ich; „und dennoch warum ſollte ich dieſelbe fürchten? Sie ſind auch weiter nichts als ein Menſch und alle Macht, die Sie als Oberhaupt der Kirche beſitzen, kann Ihnen jeden Augenblick entriſſen werden, wenn Sie einen tyranniſchen Gebrauch davon machen.“

„Sie wagten, dem Löwen in ſeiner Höhle Trotz zu bieten!“

„Mir ſcheint es nicht ſo. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber jedes Mal, wo ich dieſen Mann ſehe, wird meine Furcht vor ihm geringer. Ich glaube, ſie wird noch ganz verſchwinden.“

„Ich hoffe nur, daß Sie nicht Urſache bekommen, ihn zu fürchten; aber was ſagte er dazu?“

„Daß Niemand ſich einmiſchen würde, um ihn zu hindern, mit mir zu machen was er Luſt hätte.“

„Haben Sie vergeſſen, daß es eine Macht giebt, welche verſprochen hat, die Vaterloſen zu ſchützen und deren Verſprechungen ſtets in Erfüllung gehen? fragte ich. Auf Ihn ſetze ich mein Vertrauen.

„Aber Du verachteſt meinen Schutz, wenn Du mich verſchmähſt, ſagte mein Peiniger; „Du vereitelſt ſeinen Willen und verwirkſt ſeine Fürſorge, wenn Du nicht mein Weib wirſt. Er wird nichts für Dich thun und welche andere Zuflucht bliebe Dir dann übrig?“

„Der Tod.“

„Der Prophet fuhr wild empor. Wer ſpricht vom Tode? fragte er.

„Ich ſpreche davon! und ich heftete mit ruhigem furchtloſem Blick meine Augen auf ſein Geſicht. Ich ſpreche davon. Früher oder ſpäter iſt er uns allen beſchieden. Er iſt es, der den Unterdrücker und ſein Schlachtopfer auf gleiche Stufe

ſtellt. — Er iſt eine ſichere und ſtete Zuflucht gegen Verfolgung aller Art und lieber will ich in das feuchte kalte Grab hinabſinken, als Ihr Weib werden.“

„Aber die Menſchen können nicht allemal das haben, was ſie lieber wollen, ſagte er ſpöttiſch, beſonders wenn der Wille des Himmels dagegen iſt und Du wirſt nicht wagen, nein, Du wirſt nicht wagen, ungerufen vor dem Antlitz Deines Gottes zu erſcheinen.“

„Ich gab keine Antwort.

„Weigerſt Du Dich, mir zu antworten? fragte er.

„Ja, ich weigere mich. Sie haben kein Recht, ſolche Fragen zu thun.

„Ja wohl habe ich das Recht zu fragen; der Himmel hat mir das Recht verliehen, Deine geheimſten Gedanken zu wiſſen.

„Dann muß Ihnen der Himmel auch die Macht geben, ſie zu ergründen, denn ich werde ſie Ihnen niemals offenbaren.“

„Er ſchien über meine Kühnheit zu erſtaunen, aber ich hatte ſchon längſt bemerkt, daß die Kundgebung eines trotzigen Sinnes das beſte Verfahren ihm gegenüber war. Nach einem Schweigen, welches mehrere Minuten dauerte, ſagte er:

„Wie es ſcheint, biſt Du deswegen abgeneigt mich zu heirathen, weil ich ſchon verheirathet bin. Geſetzt nun Du heiratheſt Harmer oder irgend einen andern jungen Mann, ſo biſt Du auch nicht ſicher, daß er nicht faſt unmittelbar darauf noch andere Frauen nimmt, beſonders wenn dies abgeſehen von ſeiner angenehmen Seite als eine religiöſe Pflicht betrachtet wird. Einwürfe in dieſer Beziehung ſind gänzlich ungültig.

„Meine Einwürfe ſind viel und groß; die Vielweiberei

iſt blos einer derſelben, antwortete ich; wollen Sie mir nun geſtatten, mich zu entfernen?

„Wenn Du mir verſprechen willſt, keinen Umgang mit Harmer zu pflegen.

„Aber dies mag ich nicht verſprechen.

„Du willſt nicht?

„Nein; Sie haben kein Recht, ein ſolches Verſprechen von mir zu verlangen.

„Ich hätte kein ſolches Recht, wie?

„Ganz gewiß haben Sie keins und was noch mehr iſt, Sie beſitzen auch nicht die Autorität, ein ſolches Recht durchzuführen. Ich werde ſprechen und umgehen mit wem ich Luſt habe, auch wenn Sie nicht wollen.

„Deine Keckheit ſteht Dir bewundernswürdig gut, ſagte er endlich, indem er meine funkelnden Augen und mein trotziges Geſicht betrachtete. Noch nie habe ich Dich ſo ſchön geſehen. Ich liebe die Abwechſelung und nach dem endloſen Lächeln, mit welchem meine anderen Weiber mir zu begegnen pflegen, wäre es koſtbar, eine zu haben, deren ſchöne Lippen ſchmollen oder auch ein wenig ſchelten könnten. Immer Zucker bekommt man zuletzt überdrüſſig und ein wenig Bitterkeit iſt zuweilen ſehr angenehm.

„Wenn Sie erlauben, ſo will ich mich entfernen.

„Aber ich erlaube es nicht.

„Dann gehe ich ohne Ihre Ihre Erlaubniß, und die That auf das Wort folgen laſſend ſprang ich zum Fenſter hinaus.

„Die Wohlbeleibtheit des Propheten hielt ihn ab, mir zu folgen, obſchon er mir nachſah und nachrief.

„Als ich um das Haus herum und durch ein kleines Thor ging, von welchem ein Fußweg in das Thal führte, begegnete ich einer Dame, in welcher ich eine von Brigham's Frauen

erkannte. Sie ſah unruhig und verſtimmt aus. Ich bot ihr die Hand und erkundigte mich nach ihrem Befinden.

„Sie antwortete höflich, ihre Geſundheit ſei gut und indem ſie dann ſogleich auf den Gegenſtand überging, der ihre Gedanken vorzugsweiſe beſchäftigte, ſagte ſie:

„Brigham wünſcht Sie zu ſeiner Frau zu machen.

„Allerdings, entgegnete ich.

„Wohlan, bemerkte ſie, indem ſie mich vom Kopf bis zum Fuße betrachtete, Sie ſind viel zu ſchön und ich glaube auch, viel zu gut, um das Weib eines ſolchen Tyrannen zu ſein. O, Miß, wenn Sie ihn eben ſo gut kennten als ich, ſo würden Sie lieber alle Martern dulden, ehe Sie ſich dazu verſtünden, ſein Weib zu werden.

„Dieſe Aeußerung erweckte meine Neugier. Iſt er denn nicht ein Muſter von Ehemann? fragte ich.

„Ein Muſter von Ehemann! antwortete ſie bitterlich; kein Mann kann für mehr als eine Frau ein wirklicher Gatte ſein und ich zweifle ſehr, ob es dieſer Mann auch nur für eine ſein könnte.

„Warum?

„Weil er zu egoiſtiſch iſt — zu gänzlich von jedem ſchöneren und edleren Gefühle entblößt. Er iſt keiner gefühlvollen Regung fähig und entwürdigt die Ehe zu einem bloſen Mittel zur Fortpflanzung des Menſchengeſchlechts.

„Iſt er Ihnen gewogen?

„Wie kann er mir gewogen ſein, wenn die Pflicht, wie er es nennt, ihn nöthigt, ſeine Aufmerkſamkeit zwiſchen ſo viele zu theilen und jede ſeiner Frauen darnach trachtet, ihren vollen Antheil von ſeiner Rückſicht zu erhalten? Nein, er macht ſich aus keiner von uns allen viel. Fortwährend macht irgend ein neues Geſicht Eindruck auf ihn und das iſt eben

der Fluch der Vielweiberei. Die Männer ſind von Natur Freunde der Veränderung, aber Gewohnheit, öffentliche Meinung und vieles Andere trägt in den meiſten Gemeinden dazu bei, dieſe Neigung zu zügeln. Bei uns dagegen wird dieſer Hang durch die Polygamie befriedigt und ermuthigt. Hier kann einer ſo viel Frauen haben als Kleider und die alten unbeachtet laſſen, wenn er die neuen anzieht. Wie haſſe und verachte ich mich ſelbſt, daß ich jemals an ſo etwas Theil genommen!

„Aber hatten Sie von dieſen Uebeln nicht eher Kenntniß, als bis Sie dieſelben ſelbſt erfuhren?

„Ach wohl hätte ich wiſſen ſollen, daß die Polygamie Alles vernichten müſſe, was im Eheſtand heilig, ſchön und zart iſt; ich hätte vorausſehen ſollen, wie das ſüße Vertrauen, die wechſelſeitige Sympathie ſogar die Sorgen, welches mehr als alles andere das wahre Band des ehelichen Lebens ausmachen, nothwendig fehlen müſſe, wenn die Neigungen des Herzens zwiſchen ſo viele Gegenſtände getheilt ſind, deren Anſichten, Gefühle und Meinungen nicht anders als verſchieden ſein können.

„Behandelt er Sie alle auf gleiche Weiſe?

„So ziemlich; es würde auch ſein eigener Schaden ſein, wenn er einer einen entſchiedenen Vorzug vor der andern geben wollte. Eines Tages kaufte er mir ein Band, worüber Alice ſehr böſe ward und obſchon er ihr den nächſten Tag ein Kleid kaufte, ſo war ſie doch noch nicht zufrieden, ſondern ſchimpfte und ſchalt, bis er ihr befahl, den Mund zu halten und nie ſo lange ſie lebte, ihn das Wort Band wieder hören zu laſſen.

„Und gehorchte ſie ihm?

„Sie war wenigſtens ſo klug, nicht ungehorſam zu ſein,

aber ich bitte Sie um's Himmels willen, laſſen Sie Brigham nicht wiſſen, daß ich Ihnen ein Wort geſagt habe.

„Ganz gewiß nicht.

„Er würde mich ſtrafen, wenn er etwas davon erführe.

„Fürchten Sie ſich denn vor ihm?

„Wahrſcheinlich wiſſen Sie nicht, daß dieſe Ehemänner unter den Mormonen, welche mehrere Frauen haben, ihre Familien nach einem beſtimmten Geſetzbuche regieren.

„Ich antwortete mit Nein.

„Es iſt dies aber der Fall und jeder Beſtimmung dieſes Geſetzbuches iſt auch eine Strafe beigefügt, welche ſich in Bezug auf Strenge nach der Art des Vergehens und deſſen Größe in den Augen der Aelteſten der Mormonen richtet.

„Aber wie kommt es, daß ich noch nie etwas davon gehört habe?

„Weil Sie in einem Hauſe wohnen, wo die Polygamie praktiſch unbekannt iſt und weil auf dem mindeſten Ausſchwatzen von häuslichen Angelegenheiten eine ſchwere Strafe ſteht. Indem ich Ihnen dies ſage, riskire ich eine ſchwere Züchtigung.

„Aber doch möchte ich noch mehr von dieſen Hausgeſetzen hören — wie lauten ſie?

„Die erſte Regel verbietet das Ausplaudern irgend eines Vorfalls, welcher ſich im Hauſe ereignet, vorausgeſetzt, daß derſelbe die Ehre des Gatten oder eine ſeiner Frauen compromittirt oder dazu beitragen kann, das Inſtitut der Vielweiberei in Mißcredit zu bringen.

„Und die Strafe beſteht in einer einmonatlichen Einſperrung in den Keller.

„Und iſt dieſe Einſperrung ſchon an Mormonenfrauen vollſtreckt worden?

„Das weiß ich nicht. Indeſſen iſt es nicht unwahrſcheinlich.“

„Und die zweite Regel?

„Verbietet allen Zank und Streit unter den Frauen. Die, welche den Streit anfängt, erhält die Strafe, die je nach Befinden in drei bis fünf und zwanzig Hieben beſteht.

„Und von wem werden dieſe Hiebe ausgetheilt?

„Gewöhnlich von dem Manne, obſchon auch zuweilen durch einen Stellvertreter, den er ſelbſt beſtimmen kann.

„Die dritte Regel verbietet jeder Frau, eine andere zu ſchimpfen oder zu ſchlagen, bei Strafe von einem Dutzend Hieben, die von dem beleidigten Theile verabreicht werden.

„Die vierte Regel verbietet jeder Frau, das Kind einer andern zu ſchlagen oder ſonſt zu züchtigen, bei Strafe von der Mutter des geſchlagenen Kindes eben ſo viele Hiebe zu erhalten.

„Und dies iſt alles?

„Nein, noch nicht. Andere Vergehen ähnlicher Art ſind noch klaſſificirt und mit ihren Strafen zuſammengeſtellt, aber alle beziehen ſich mehr oder weniger auf jenes abſcheuliche Syſtem, welches den häuslichen Altar zu einem Tempel geſetzlicher auf Grund einer angeblichen Offenbarung ſanctionirten Proſtitution macht.

„Ich brauche kaum zu ſagen,“ fuhr Emily fort, „wie ſehr ich in meinem Abſcheu vor dieſem verhaßten Inſtitut durch dieſe Mittheilung beſtärkt ward und daß es nun mein feſter Entſchluß iſt, niemals, ſo lange ich in dem Gebiet der Mormonen lebe, ein Ehebündniß einzugehen.“

„Auch nicht mit Harmer?“

„Nein, auch nicht mit dieſem, wenn nicht vielleicht ein neuer Zuſtand der Dinge Platz ergreift.“

Digitized by Google

„Und dies ist sehr unwahrscheinlich.“

„Obschon nicht unmöglich; auf jeden Fall kann es versucht werden.“

„Was meinen Sie damit?“

„Nun, lassen Sie das jetzt nur gut sein; Sie werden es schon noch erfahren,“ sagte Emily, welche bald darauf Abschied von mir nahm und sich entfernte.

Während ich noch über ihre Worte und deren Bedeutung nachdachte, gingen Harmer und Lawrence an meinem Fenster vorüber. Sie unterredeten sich in leisem, eifrigen Tone und es fiel mir nun ein, daß ich sie auch schon früher häufig beisammen gesehen hatte. In diesem Augenblick kam Mr. Ward von entgegengesetzter Richtung in das Haus.

„Diese Leute,“ sagte ich durch das Fenster deutend, „werden sehr intim.“

„Wie ich bemerke,“ antwortete er; „wahrscheinlich brüten sie irgend ein Unheil aus.“

„Vielleicht besprechen sie sich auch über etwas Nützliches oder Gutes.“

Mr. Ward schüttelte den Kopf und es war von dieser Sache weiter nicht mehr die Rede, weil ich selbst nicht wünschte seinen Verdacht rege zu machen oder zu bestärken.

Fünfunddreißigſtes Kapitel.

Kirche und Staat.

In Utah angeſiedelt glaubten die Mormonen, daß die Regierung zu Waſhington keine Notiz von ihnen nehmen werde und daß ſie dem Bereiche der Autorität dieſer Regierung entrückt ſeien. Aus dieſem Grunde entwickelten ſie nun raſch eins der Hauptprinzipien ihrer Religion, nämlich die Vereinigung der Kirche und des Staates, woraus, wie man ſich denken kann, nothwendig ein willkürlicher und unverantwortlicher Despotismus hervorging. Brigham war weltlicher Herrſcher und geiſtiger Regent; der Schöpfer und Vollſtrecker der Geſetze, Prophet, Prieſter und König, ſo weit als wirkliche Macht und Autorität in Frage kam. Allerdings berieth er ſich mit den Aelteſten, aber deshalb machte er doch, was er wollte. Sie konnten wohl Rath ertheilen, aber nichts anordnen. Gewiß iſt jedoch, daß viele ſeiner wichtigſten Pläne nur Wenigen anvertraut wurden und daß Boten an verſchiedene Indianerſtämme kamen und gingen und daß Indianerhäuptlinge bewirthet und geheimnißvolle Verträge mit ihnen geſchloſſen wurden, von deren Inhalt nur wenig Auserwählte etwas wußten. Zuweilen war der vorgebliche Zweck der Handelsverkehr, obſchon auch der oberflächlichſte Beobachter hierbei etwas bemerkt haben würde, was auf ein tieferliegendes und ehrgeizigeres Project ſchließen ließ.

Mittlerweile ward alles Mögliche gethan, um den Arm der Kirche zu kräftigen und unter der Kirche verstand Brigham offenbar ſich ſelbſt. Steuern wurden erhoben und verſchiedene Maßregeln getroffen, um die Einkünfte zu erhöhen. Die auf dieſe Weiſe erlangten Fonds wurden nach Abzug eines ſehr kleinen Theils zur Beſoldung der Miſſionaire auf eine mir unbegreifliche Weiſe, wahrſcheinlich zu irgend einem geheimen Zweck, verwendet. Die Miſſionaire wurden ebenfalls genöthigt, zu reiſen und zu predigen und ganz im Gegenſatze zu denen anderer Chriſtengemeinden ward ihnen niemals geſtattet, mit großen Koſten und wenig Nutzen lange an einem und demſelben Orte zu bleiben. Nach unſerm Einzug in Utah wurden ſie ganz beſonders inſtruirt, alles Mögliche aufzubieten, um die dem neuen Glauben Günſtigen zum Auswandern zu bewegen und Alle, mochten ſie nun dem neuen Glauben günſtig ſein oder nicht, auf die außerordentliche Schönheit und Geſundheit des Landes aufmerkſam zu machen. Sie wurden angewieſen, Kirchen zu organiſiren, Neubekehrte zu taufen und Geſchenke anzunehmen, welche dazu beitragen konnten, den allgemeinen Fond zu vermehren, während gleichzeitig von keiner Kirche verlangt ward, einen ſpeciellen Paſtor oder Geiſtlichen anzuſtellen, weil von jedem Bruder vorausgeſetzt ward, daß er die Fähigkeit habe zu predigen.

Die Art und Weiſe ihrer Erwählung war ziemlich originell. Die Namen einer gewiſſen Anzahl wurden auf kleine weiße Papierzettel geſchrieben und dann mit einer gleichen Anzahl unbeſchriebener in einen Hut gethan. Hierauf ward das Ganze tüchtig umgeſchüttelt, worauf der älteſte Bruder und nach ihm die übrigen einer nach dem andern einen Zettel herauszogen und dann die Männer, deren Namen auf dieſe Weiſe gezogen worden, als von dem heiligen Geiſte zum Prediger

beſtimmt betrachtet wurden. Man betrachtete es als den Gipfelpunkt der Ruchloſigkeit, auf irgend eine Weiſe dieſer Pflicht ausweichen zu wollen, doch ward von Niemandem verlangt, daß er länger predige, als es ſich mit ſeiner Neigung und Fähigkeit vertrug. Manche ſprachen daher eine ganze Stunde, andere dagegen kaum fünf Minuten lang. Manche wählten einen förmlichen Text, über den ſie einen Vortrag hielten, andere ermahnten blos.

Dieſe Methode machte jedoch die Sache intereſſant und brachte die oft ſehr wünſchenswerthe Abwechſelung hinein. Die Miſſionaire, welche man unter die Heiden ſendete, wurden auf dieſelbe Weiſe gewählt, während die zu Hauſe Bleibenden nicht müßig warten durften, bis ſie an die Reihe kämen, ſondern ſich auf irgend eine andere Weiſe nützlich machen mußten. Welche Fehler Brigham auch übrigens haben mochte, ſo entwickelte er doch in dieſer Beziehung eine lobenswerthe Energie, Geiſtliche oder Aelteſte, welche auf ihren heiligen Beruf hin allerhand Anſprüche erhoben und der Kirche die Laſt ihres Unterhalts aufzubürden oder ſich von körperlicher Arbeit freizumachen ſuchten, wurden von ihm ſehr ernſt zurechtgewieſen und wenn ſie hartnäckig blieben, als Müßiggänger und Drohnen auf ſchimpfliche Weiſe entlaſſen.

„Wer ein Stück wüſtes Land urbar macht und eine Familie in der Furcht Gottes und in dem Glauben der Mormonen großzieht, hat ein großes Werk vollbracht und ſoll mit Chriſto tauſend Jahre leben und herrſchen," ſagte er bei allen Gelegenheiten.

„Und was wird mit Denen werden, die durch die Natur, durch Unglück oder ungünſtige Umſtände von der Erfüllung dieſer Pflichten abgehalten werden?"

„Dieſe muß man bemitleiden und ihnen verzeihen, aber

kein geiſtlicher Aelteſter oder Bruder, welcher fähig iſt, die Verantwortlichkeit über ſich zu nehmen, möge davor zurückbeben, damit ihm nicht das Recht verſagt werde, an den Früchten vom Baume des Lebens Theil zu nehmen."

Unter ſeiner Disciplin ſahen die Prediger ſich genöthigt, Beſchäftigung zu ſuchen. Viele von Ihnen wurden die rührigſten Landwirthe, Andere trieben Handwerke und einige befaßten ſich mit Handelsgeſchäften. Der Prophet und Gouverneur ſuchte alle dergleichen Unternehmungen zu ermuthigen und ſein Raiſonnement war in dieſer Beziehung ſehr richtig und angemeſſen.

„Es iſt ein feſtſtehendes Geſetz," pflegte er zu ſagen, „daß jeder Menſch mit wenigen und ſeltenen Ausnahmen von Dem leben ſoll, was er ſelbſt erwirbt, aber nicht von Dem, was Andere erwerben. Kein Menſch hat das Recht, zu leben oder ſein täglich Brod zu eſſen, ohne in irgend einer Geſtalt eben ſo viel zu produciren als er conſumirt und zwar durch redliche körperliche Arbeit. Es iſt jedes Menſchen Pflicht, ſich durch die Fortpflanzung zu vervierfachen und das Kapital der Welt für die nächſte Generation zu vermehren. Ein Landwirth muß eine geklärte, angebauete und mit Viehſtand verſehene Farm der Kirche hinterlaſſen. Iſt er ein Gläubiger und Prediger der Wahrheit geweſen, ſo iſt es um ſo beſſer. Es beweiſt dies, daß er als fleißiger und nützlicher Bürger ſeine Pflicht gethan. Ich lobe und ehre einen ſolchen und mein Lob und mein Ehre iſt werth, daß man ſie beſitze. Er ſoll ein König und Prieſter bei Gott ſein; dies iſt mir offenbart worden."

Es war Brigham's Politik, beſonders Die zum Predigen zu ermahnen, die ſich vorzugsweiſe in wohlhabenden Umſtänden befanden. Dadurch ward jede Nothwendigkeit einer

Unterſtützung von Seiten der Kirche vermieden. Ebenſo monopoliſirten die Reichen die Frauen im hohen Grade und während daher mancher die Ehre genoß, ein Prediger und reicher Mann mit einem Haus voll liebenswürdiger Frauen zu ſein, die jeden ſeiner Winke befolgten, war ein anderer, der ebenſo gut war und vielleicht ein beſſeres Herz, aber weniger von den Gütern dieſer Welt beſaß, zu den freudenloſen Prüfungen der Eheloſigkeit verdammt. Es läßt ſich jedoch in dieſer Beziehung nicht leugnen, daß einige der Frauen ſtrafbar waren und daß ihre Handlungsweiſe in nicht geringem Grade zur Fortdauer der Polygamie beitrug. Nicht wenige gaben einem reichen Manne, wenn er gleich ſchon ein Dutzend Frauen hatte, den Vorzug vor einem armen, der noch keine beſaß und obſchon die Reue ſich unvermeidlich einſtellte, ſo war es dann doch zu ſpät.

Der Prophet ermuthigte dieſen Zuſtand der Dinge aus verſchiedenen Gründen und ſchien ſogar die Armuth faſt als ein Verbrechen zu betrachten, deſſen Beſtrafung in der Beraubung der ſocialen und häuslichen Genüſſe beſtehe.

Brigham's Politik ging auch dahin, dem Glauben der Mormonen eine Conſiſtenz oder vielmehr eine ſyſtematiſche Form zu geben, ſo wie er ſie unter Smith's Adminiſtration niemals gehabt. Außer den Wundern des tauſendjährigen Reiches, worüber die Prediger ſich ſehr gern ausließen, ſprachen ſie auch vorzugsweiſe über das geiſtige Leben. Sie gaben vor zu glauben und lehrten, daß Gott fortwährend eine Menge kleiner Geiſter bei der Hand habe, welche in irdiſchen Leibern eine Zeitlang auf der Erde zu wohnen wünſchen, denn die menſchlichen Körper ſind irdiſche Tabernakel und zeitweilige Wohnhäuſer für die Geiſter. Dabei aber iſt ehelicher Umgang nöthig, um das Werk zu vollführen und da Gott ſehr

viel daran liegt, daß dieſe Geiſter mit Körpern ausgeſtattet werden, und die Geiſter ſelbſt ſehr wünſchen, in das Erdenleben einzugehen, ſo war es die Pflicht aller wahren Gläubigen, ihren Beiſtand dazu zu leihen und die Körper ſo ſchnell als möglich zu produciren. Und dieſe Lehre, ſo ſeltſam und lächerlich ſie auch ſcheinen mag, ward offen als Vertheidigung der Polygamie von der Kanzel gepredigt.

„Es iſt mir offenbart worden," ſagte eines Tages Brigham von der Kanzel, „es iſt mir offenbart worden, daß es millionenmal Millionen kleiner Geiſter giebt, die alle auf ſterbliche Leiber warten und wenn ſie Körper annehmen, ſo wünſchen ſie vorzugsweiſe von den Mormonen abzuſtammen. Natürlich würde die höhere Gattung eine niedrige, gemeine Abſtammung verſchmähen, ebenſo wie ein rechtſchaffener Mann nichts von einem gottloſen, und eine nette ſaubere Perſon nichts von einer ſchmuzigen wiſſen mag. Deshalb wünſchen auch dieſe Geiſter blos an einen Ort zu gehen, wo Reinheit und Rechtſchaffenheit wohnt. Die niedrige Gattung Geiſter geht eben ſo unter die Niedrigen und Uncultivirten, wo die Grundſätze der Tugend und Rechtſchaffenheit ganz oder theilweiſe vernachläſſigt worden ſind. Gute Geiſter wünſchen nicht an den Sünden der Niedrigen und Gefallnen Theil zu nehmen. Daher bleiben ſie im Himmel, bis der Reinheit und Gerechtigkeit ein Weg geöffnet iſt, auf welchen es ihnen möglich iſt, ehrenvolle Körper in der Welt anzunehmen. Dieſem Ruf laßt uns folgen und wir werden die herrlichſten Geiſter zu Ehren unſerer Generationen an uns ziehen. Verſucht es und Eure Kinder werden die ſchönſten Werke aus der Hand Gottes ſein. Mögen die Diener Gottes die Grundſätze der Heiligkeit und Gerechtigkeit aufrecht erhalten und eine möglichſt große Anzahl Frauen heirathen, damit ſie auf dieſe Weiſe immer mehr

von jenen Geiſtern an ſich ziehen, welche den Gott Iſraels verherrlichen, da wir die Verſicherung haben, daß alle gute Geiſter nothwendig in Utah oder unter wahren Gläubigen geboren werden müſſen. Der Allmächtige wird ſeine ausgewählten Geiſter niemals unter das niedrige, ausgeartete Volk der einunddreißig Staaten ſchicken, welche die Tugendhaften auf den Beſitz eines einzigen Weibes beſchränken."

Ein anderweites Argument, welches er zu Gunſten der Polygamie aufſtellte, war, daß dadurch die Race verbeſſert werde.

„Ich habe mich," ſagte er, „wie ich ſtets thue, umgeſehen und bemerkt, wie eifrig viele unſerer Landwirthe darauf bedacht ſind, ihren Viehſtand zu verbeſſern, die Racen zu veredeln und ihn auf dieſe Weiſe immer nutzbarer zu machen; aber nur ſelten denken die Menſchen daran, ihr eigenes Geſchlecht zu veredeln. Ich bitte Euch, einen Augenblick hierüber nachzudenken. Ich habe ſelten über dieſen Gegenſtand ſprechen hören, obſchon er einer der wichtigſten iſt, der jemals erörtert worden. Wir wollen ein wenig weiter in die Philoſophie dieſes Gegenſtandes eingehen. Wenn ein Mann viel Weiber hat und auf dieſe Weiſe ſein Blut mit mehreren miſcht, ſo kann er ſeine Nachkommen eben ſo veredeln, wie wir irgend einen Theil der thieriſchen Schöpfung veredeln. Man ſagt, wir ſeien nach dem Ebenbilde Gottes geſchaffen, deshalb aber wollen wir uns hüten, durch die Einweiberei phyſiſch und geiſtig auszuarten und endlich zum Affen herabzuſinken."

So lächerlich und abgeſchmackt dieſe Anſichten auch erſcheinen müſſen, ſo waren ſie doch eben ſo neu und frappant. Die Brüder jedoch, nämlich die, welche im Stande waren, mehrere Weiber zu nehmen oder zu bekommen, ſchienen der Meinung zu ſein, daß es eine ganz herrliche Idee ſei. Harmer erhielt

dadurch Stoff zu einem vortrefflichen Witz und so oft er von einem Bruder hörte, der im Begriff ſtand, ſeine zweite oder dritte Frau zu heirathen, bemerkte er, daß derſelbe die Abſicht habe, ſeinen Viehſtand zu veredeln.

So wie die Prinzipien des Mormonismus ſich weiter entwickelten, ward es klar, daß die Frauen blos als eine untergeordnete Gattung von Weſen betrachtet werden ſollten. Die Rechte, an welche ſie gewöhnt waren, wurden eben ſo wie die Rückſichten, die man ihnen ſonſt zu erweiſen pflegt, allmälig beſeitigt. Wenn der Mann ſtarb, ſo fiel ſein Vermögen der Kirche zu, anſtatt ſeiner verwaiſten Familie zur Unterſtützung zu dienen — eine Beſtimmung, welche zu unendlichen Beſchwerden und Schwierigkeiten Anlaß gab. Lag jedoch dem Gatten und Vater beſonders viel daran, für den künftigen Unterhalt ſeiner Familie Fürſorge zu treffen, ſo konnte er dies thun, wenn er während ſeiner Lebenszeit eine gewiſſe Extraprämie an die Kirche bezahlte und dadurch die Anſprüche derſelben ablöſte. Viele Wittwen wurden auf dieſe Weiſe geradezu gezwungen, ſich ſobald als möglich wieder zu verheirathen, und viele junge Mädchen, die kaum ein Alter von zwölf oder vierzehn Jahren erreicht hatten, wurden die Frauen von Männern, die alt genug waren, ihre Großväter zu ſein, um nicht auf der Straße liegen bleiben und verhungern zu müſſen.

Keine Familie in Utah miethet jemals Dienſtboten. Einige haben Sclaven, gewöhnlich aber wird, wenn eine Frau nicht hinreicht, die Hausarbeit zu verrichten, eine zweite genommen, vielleicht auch eine dritte oder vierte und ſo weiter, denn die Zahl wird nur durch die Discretion und den Wunſch des Mannes begrenzt. In allen Fällen, wo der Vater lebte, war ſeine Einwilligung zur Verheirathung einer Tochter nothwendig, ſelbſt wenn dieſe Tochter ſchon Wittwe oder Mutter war.

Im Fall ſeines Todes vertrat das Oberhaupt der Kirche die Stelle eines Vormundes und ſeine Einwilligung war unerläßlich. Die Väter nahmen in Folge der Inſtructionen, die ſie fortwährend erhielten, und aus andern Gründen ſehr wenig Rückſicht auf die Neigungen ihrer Kinder, ſondern ließen ſich meiſtens durch die Höhe des Preiſes beſtimmen, der ihnen geboten ward. Dieſe Verträge waren nicht ſelten der Gegenſtand vieler Chikanen und Intriguen, gerade als ob der zu verkaufende Gegenſtand ein Pferd und die contrahirenden Theile ein Paar wirkliche Roßkämme wären.

An einem windigen Herbſttag begab ich mich, in einen warmen Mantel gehüllt und auf andere Weiſe gegen die Kälte geſchützt, nach der Wohnung einer gewiſſen Mrs. Melton, um dieſer Dame einen Beſuch abzuſtatten, den ich ihr ſchon lange verſprochen. Mrs. Melton's Familie beſtand aus ihr ſelbſt, ihrem Gatten und zwei ſchönen Töchtern. Sie befanden ſich in ziemlich guten Umſtänden, der Mann aber war ein unzufriedener Projectmacher, der durchaus reich werden wollte. Er hatte niemals mehr als eine Frau geheirathet, weil er glaubte, mehrere ſeien zu koſtſpielig. Seine einzige Bemerkung, wenn Mrs. Melton ein neues Kleid oder Tuch verlangte, war: „Dieſe Weiber werden uns durch ihre Verſchwendung noch ruiniren!“ und obſchon er gewöhnlich das verlangte Geld hergab, ſo that er es doch ungern, wodurch ein gefühlvolles Gemüth nothwendig verletzt werden muß. Gegen ſeine Töchter war er noch knauſeriger und ihre natürliche Schönheit ward, ſo lange ſie Kinder waren, ſelten durch irgend einen Gegenſtand des Schmuckes erhöht. Einige Jahre ſpäter jedoch beſchloß der Vater, der an nichts als an Gelderwerben dachte, ihre Schönheit ſeinen egoiſtiſchen Zwecken dienſtbar zu machen. Demgemäß kaufte er ihnen ſchöne Kleider und führte

ſie in die öffentlichen Verſammlungen, damit ſie von den lüſternen Augen der alten Polygamiſten bemerkt würden. Natürlich geſchah dies ſehr bald und während ich in ſeinem Hauſe war, erſchien ein alter Mann, deſſen Familie ſchon aus zwölf Frauen und dreißig Kindern beſtand, um die älteſte Tochter einzuhandeln. Seine äußere Erſcheinung war im höchſten Grade widerwärtig und ſein Geſpräch ein ſeltenes Gemiſch von Gemeinheit und Unwiſſenheit. Aber er war wohlhabend, ein Umſtand, der ihm in Melton's eigenen Augen großes Gewicht gab, obſchon er ſein Vermögen auf die ſchimpflichſte Art erworben hatte.

Als er noch ganz klein war, trug ihn ſeine Mutter, die ihren Gatten durch den Tod verloren, in das Armenhaus und zog dann mit einem Bettelbriefe im Lande herum bis ſie eine hinreichende Summe zuſammengebracht hatte, um eine Farm zu kaufen. Dieſe Farm ſchwindelte der Sohn ſpäter der hochbejahrten Mutter ab, die dann von der Ortsgemeinde bis zu ihrem Tode ernährt werden mußte. Später verkaufte er ſeine Farm und zog mit dem Erlös nach Utah, wo er ein ſehr frommer Mormone ward.

Mr. Melton und dieſer Mann befanden ſich bei der Gelegenheit, von welcher ich hier ſpreche, in einem Zimmer, welches an das ſtieß, in welchem ich bei Mrs. Melton ſaß; da aber die Thür angelehnt ſtand und die Herren ziemlich laut ſprachen, ſo konnten wir nicht umhin, ihre Unterredung zu hören. Mrs. Melton ſchien dabei in große Aufregung zu gerathen, ſagte aber nichts. Mehrmals bemerkte ich, daß Thränen ihre Wange herabrannen, während ihr Gatte ſich über die verſchiedenen guten Eigenſchaften ſeiner Töchter ausſprach und der Heirathscandidat, obſchon ihm viel daran zu

liegen ſchien, einen Handel zu Stande zu bringen, doch den geforderten übertriebenen Preis nicht zahlen wollte.

„Seht, Bruder Weloy," ſagte der Vater, „meine Mädchen ſind kein gewöhnliches Stück Weiberfleiſch. Ihr könnt die Gemeinde der Heiligen von einem Ende bis zum andern durchſuchen und Ihr werdet keine zweiten finden, ſo nett und ſauber, ſo geſchickt in allen Haus- und andern Arbeiten, obſchon ſie mir, die Wahrheit zu geſtehen, niemals fünf Dollars verdient haben, während ihre Erziehung mich viel, ſehr viel gekoſtet hat, Bruder Weldy. Es iſt daher auch nicht mehr als billig, daß Der, welcher ſie heirathet, einen angemeſſenen Preis zahlt. Schöne Mädchen wie dieſe müſſen einen reichen Mann bekommen."

„Ich bin, glaube ich, ſo wohlhabend als irgend Einer in Utah," ſagte Weldy.

„O, ganz gewiß, Ihr ſeid ein ſehr vermögender Mann und könnt daher auch etwas Ordentliches zahlen, beſonders da das Mädchen jung iſt und Ihr ſchon ziemlich bejahrt ſeid — Ihr dürft mir das nicht übel nehmen — ich ſehe auch gar kein Hinderniß darin, obſchon andere Leute vielleicht eins darin ſehen würden," und er bemühte ſich, wohlgefällig zu lächeln.

„Nun ja," ſagte Weldy und dehnte ſeine Worte, „ich würde auch etwas Ordentliches zahlen. Wie wäre es mit meiner Fuchsſtute — die würde ich Euch geben. Es iſt ein ſchönes Thier und Ihr findet in der ganzen Kolonie kein beſſeres."

„Gebt mir Eure beiden Pferde und der Handel iſt abgemacht. Sie ſind gerade ſo ein Geſpann, wie ich mir ſchon längſt gewünſcht."

„Ich kann nicht, ich kann wirklich nicht, ausgenommen wenn Ihr mir beide Mädchen gebt. Was meint Ihr dazu?"

„Beide! Wirklich, ich weiß nicht, ob es nach dem Geſetz erlaubt iſt, zwei Schweſtern zu heirathen?“

„Ja wohl; der Patriarch Jakob hatte ja auch zwei Schweſtern zu Frauen.“

Mrs. Melton trocknete ſich die Augen und ich war vor Erſtaunen keines Wortes mächtig.

„Nun gut, Ihr ſollt die Mädchen alle beide bekommen, wenn Ihr etwas Anſtändiges dafür zahlt, denn Eure Pferde können allos der Kaufpreis für eine ſein. Ich möchte gern auch etwas an ihnen verdienen, denn ſie haben mich viel gekoſtet. Ich will, daß ſie einen reichen Mann heirathen, aber verſchenken kann ich ſie nicht, das würde nicht gut ausſehen — es würde herauskommen, als ob ich keinen Werth auf ſie ſetzte.“

„Na, Ihr müßt aber auch nicht zu viel verlangen, obſchon ich willens bin, zu zahlen, was recht iſt. Gebt mir beide Mädchen und ich gebe Euch die Pferde und noch eine Kuh als Zugabe.“

„Na, das läßt ſich eher hören, aber ich glaube, wenn Ihr die Mädchen ſeht, ſo legt Ihr ſchon noch etwas zu. Ich werde gehen und ſie rufen.“

Mr. Melton ging hinaus, kehrte aber bald zurück.

„Sie werden gleich kommen,“ ſagte er und die beiden Männer ſetzten ihre Unterredung weiter fort.

„Ihr müßt ſchon eine ziemliche Familie beiſammen haben, Bruder Weldy,“ ſagte Melton.

„Ach ja. Ich ſuche meine Pflicht in dieſer Beziehung zu thun, wenn auch in einer andern.“

„Wie viel hat es dem Himmel bis jetzt beliebt, Euch Weiber zu ſchenken?“

„Gegenwärtig habe ich zwölf, gedenke aber deren noch einige anzuſchaffen.“

„Aber wie macht Ihr es nur möglich, ſie zu ernähren? Dieſe Frauen ſind gewöhnlich ſehr verſchwenderiſch.“

„Die meinigen ſind dies gerade nicht und was ihre Ernährung betrifft, ſo verdient eine Frau ihr Brod im Laufe des Jahres mehr als einmal. Ich betreibe meine bedeutende Landwirthſchaft einzig und allein mit ihrer Hülfe, die viel wohlfeiler iſt, als wenn man Leute miethen muß. Warum nehmt Ihr Euch nicht auch noch eine Frau?“

„Ich habe immer den Aufwand gefürchtet.“

„Den Aufwand? Ihr braucht ſie ja nicht zu erhalten, ſondern ſie erhalten Euch, wenn Ihr vielleicht als Gentleman zu leben wünſcht. Im Allgemeinen ſind ſie weit ruhiger und fleißiger als Männer und auch viel zuverläſſiger. Es iſt eine der größten Wohlthaten in der Welt, wenn alle Geſetze von der Kirche ausgehen. Die Polygamie iſt nach meiner Anſicht die legitime Frucht der Verbindung der Kirche und des Staates. Die Kirche iſt für die Intereſſen der Gläubigen weit mehr beſorgt, als der Staat, wenn er von ihr geſchieden würde, jemals ſein könnte.“

„Das iſt ſehr wahrſcheinlich.“

„Na, mir iſt es ſo klar wie der Tag und ich preiſe den Herrn dafür. Die heidniſchen Staatsmänner, welche die Geſetze der Staaten machen, woher wir gekommen ſind, fragen nichts nach der Kirche, nach den wahren Intereſſen der Gläubigen oder andern Dingen, auf welche bei uns ſo viel ankommt. Der Mormonismus kann blos als eine Theokratie floriren, ſo lange aber das Oberhaupt der Kirche die Geſetze macht, ſind wir geborgen. Wir müſſen übrigens auch eine Conſtitution und Regierung für uns ſelbſt haben. Es wird für die Heiligen niemals rathſam ſein, in factiſcher Unterthänigkeit unter die Heiden zu verharren. Wahrſcheinlich werden ſie nach

einiger Zeit in der ausdrücklichen Absicht unter uns kommen, uns unserer hohen Vorrechte zu berauben, weil sie natürlich uns nicht etwas werden genießen lassen wollen, was sie selbst nicht besitzen. Ich betrachte die Polygamie als die größte unserer Segnungen und diese werden die Heiden vor allen Dingen auszurotten und zu vernichten suchen. Unabhängigkeit ist das Einzige, was uns schützen kann."

„So scheint es mir auch."

„Ja, Unabhängigkeit und eine theokratische Regierung. Das republikanische Wesen behagt mir nicht. Ich mag nichts von dieser Freiheit und Gleichheit dem Namen nach wissen, während doch keine wirklich existirt."

In diesem Augenblick vernahm man nahende Tritte und das Rauschen von weiblichen Gewändern. Die Thür öffnete sich und zwei Mädchen traten Arm in Arm herein. Als sie Waldy's ansichtig wurden, wollten sie sich wieder zurückziehen, aber der Vater befahl ihnen, näher zu treten. Sie gehorchten schüchtern, worauf Weldy kalt und ruhig den Blick erhob und sie, ohne sie weiter zu begrüßen, vom Kopf bis zum Fuße betrachtete — erst die eine und dann die andere.

„Nicht übel!" sagte er endlich. „Sie können wieder gehen."

„Entfernt Euch," sagte der Vater und sie gehorchten, kamen aber sehr überrascht und erstaunt in das Zimmer, in welchem ich und Mrs. Melton uns befanden.

„Was macht denn Weldy hier?" sagte die älteste leise zu ihrer Mutter, „und was will er von uns?"

„Er will Euch heirathen."

„O mein Gott!" rief eines der Mädchen, während das andere kreischend aus dem Zimmer eilte.

„Welche von uns denn?“ fragte die, welche zurückgeblieben war.

„Beide!“

„Unerhört, aber ganz gewiß wird unſer Vater nicht darein willigen. O, dieſer entſetzliche Menſch — er ſieht aus wie ein Kobold!“

„Euer Vater hat ſchon eingewilligt,“ ſagte die Mutter.

Das Mädchen faltete in ſtummer Verzweiflung die Hände.

„Dann ſind wir in der That verloren,“ ſagte ſie.

Dieſe Unterredung war in ſo leiſem Tone geführt worden, daß das Geſpräch der Männer immer noch deutlich hörbar war.

„Nach meiner Anſicht ſind es die ſchönſten Mädchen in der ganzen Kolonie,“ ſagte der Vater, „und ich trenne mich von ihnen blos aus Achtung vor der Kirche und weil ich wünſche, daß ſie Mütter in Iſrael werden. Mein Wunſch iſt, daß jedes Weib ſeinen Beruf im höchſten Grade erfülle, damit die Zahl der Gläubigen werde wie Sand am Meere.“

Weldy machte eine Miene, als ob er recht wohl wüßte, was dies alles heißen ſolle.

„Die Mädchen ſind hübſch,“ ſagte er, „aber von ſchwarzen Augen bin ich gerade kein Bewunderer und die Schönheit iſt im Grunde genommen etwas leicht Vergängliches. Wenn ich ſie auf die Wieſe ſchicke, um zu arbeiten, werden ſie wohl fürchten, ſchwarz zu werden?“

„Nein, das werden ſie nicht; ein ſolcher Teint wie der meiner Töchter wird niemals ſchwarz. Uebrigens muß ich mich ſehr wundern, daß ſchwarze Augen Euch nicht gefallen — die weißen Männer ſind ganz raſend darnach.“

„Zu ſchwarzen Augen geſellt ſich in der Regel eine heftige Gemüthsart und lockeres Mundwerk.“

„O nein, da irrt Ihr Euch. Viele der liebenswürdigſten und ſanfteſten Frauen, die ich gekannt, hatten ſchwarze Augen.“

„Ja, aber dieſe ſanften Frauen verwandeln ſich in Teufel, wenn ſie gereizt werden.“

„Na, wenn Ihr meine Töchter nicht wollt, ſo braucht Ihr es blos zu ſagen. Die werde ich ſchon noch los.“

„Ich will ſie aber; ich meine nur, daß Ihr einen zu hohen Preis verlangt.“

„Für die zwei beſten und hübſcheſten Mädchen in der ganzen Kolonie?“

„Ja wohl. Nach meiner Anſicht habe ich Euch ein ganz anſtändiges Gebot gethan. Dieſe beiden Mädchen gewähren nicht halb ſo viel Nutzen, als wie zwei tüchtige handfeſte Weiber. Ihr wißt doch auch, daß bloße Schönheit keinen großen Werth hat und ſehr bald verwelkt.“

„Na, wenn ich die Sache recht überlege, ſo glaube ich, Ihr habt mir geboten, was ich billigerweiſe erwarten kann,“ ſagte der Vater.

„Alſo können wir die Sache als abgemacht betrachten?“

„Ja wohl.“

„Und wann kann ich die Mädchen bekommen?“

„Sobald Ihr wollt.“

„Na, wie wäre es denn heute über acht Tage? Wäre das zu früh?“

„Nein, ich glaube nicht.“

„Ihr werdet Euch bemühen, die Mädchen zu überreden, wenn ſie vielleicht Einwendungen machen ſollten, nicht wahr?“

„Das verſteht ſich. Sie ſind übrigens in ſtrengem Gehorſam erzogen und ich glaube nicht, daß wir Schwierigkeiten mit ihnen haben werden.“

Mrs. Melton betrachtete mit dem ſtummen Blick der

Verzweiflung ihre Tochter. Das Mädchen ſaß mit gefalteten Händen und bleichen Wangen unbeweglich da. Ich hörte die Männer aufſtehen und wußte, daß Weldy ſich entfernte.

Mrs. Melton machte eine mechaniſche Bewegung wie um aufzuſtehen, ſank aber wieder auf ihren Stuhl zurück.

„O Mutter! Mutter!“ ſagte das Mädchen, „Du mußt uns vor dieſem Schickſal retten.“

„Gern würde ich mein Leben hingeben, um Dich zu retten, liebes Kind, aber das Opfer würde nichts helfen.“

Ich war nahe daran, mit den Worten des Patriarchen auszurufen: „O, meine Seele komme nicht in ihr Geheimniß und meine Ehre halte ſich fern von ihrer Verſammlung.“ Dann hörte ich Weldy noch jene Theokratie oder die Macht der Kirche ſegnen, welche nicht blos den Staat regiere, ſondern den Gläubigen auch ſo hohe Vorrechte verleihe.

Sechsunddreißigſtes Kapitel.

Die Selbſtanklägerin und der ſterbende Gatte.

Bald nach unſerer Ankunft in Utah wurden Charley Moore und die ſchöne Ethlin mit einander vermählt. Sie war fröhlich und munter wie die Vöglein und Niemand konnte an dem vollkommenen Glück des jungen Gatten zweifeln. Der ſchöne Jäger, der zeither Prairie und Wildniß durchſtreift, hatte ſich plötzlich in einen häuslichen ſtillen Mann verwandelt, der ſtets des Abends nach Hauſe kam und die Geſellſchaft ſeines Weibes jeder andern vorzog. Sie bewohnten ein hübſches Häuschen am Abhange einer Anhöhe, mit einem ſchönen Gar-

ten auf der Vorderſeite und einem großen mit verſchiedenen Getreidearten und eßbaren Wurzeln bebauten Felde auf der Hinterſeite. Ihre fette glatte Kuh weidete im Thale und alles trug das Gepräge ſtillen Friedens und behaglicher Zufriedenheit.

Wir wenden uns jedoch ab von dieſem ſchönen Wohnſitz der Liebe und des Glückes und ſtatten der armen Mrs. Stillman einen Beſuch ab. Es iſt ſchon ſpät in der Nacht, aber die alte Frau ſitzt allein. Sie iſt traurig und troſtlos, verlaſſen von dem Gatten ihrer Jugend, dem Genoſſen ihrer reiferen Jahre und der Stütze ihres Alters. Sie überdenkt die Vergangenheit und das Gedächtniß ruft treulich alle Mühen, Anfechtungen und Entbehrungen zurück, die ſie mit einander getheilt und ertragen — die langen langen Jahre der Liebe und des Vertrauens, die Sorgen und Kümmerniſſe, die Pflege in Krankheit, den fortwährenden Umgang und die wechſelſeitigen Aufmerkſamkeiten in geſunden Tagen — und ſie fühlte in ihrer innerſten Seele, daß er ihr Gatte und nur der ihrige ſei; daß die Bande, welche ſie vereinigten, nur durch die Hand des Todes oder nicht einmal durch dieſe getrennt werden könnte, ſondern daß ihre Geiſter in alle Ewigkeit beiſammen bleiben würden.

Sie ward jetzt nicht mehr durch Leidenſchaft aufgeregt; Eiferſucht, Haß, Zorn — alles war verſchwunden. Sie wußte, daß eine Vermählungsceremonie zwiſchen ihrem Gatten und dem Weibe ſtattgefunden, welches ſie gehaßt hatte und immer noch verachtete. Eben ſo wußte ſie, daß er ihr ein Haus und Geld zur Einrichtung deſſelben geſchenkt. Eben ſo wußte ſie, daß er dort den größeren Theil ſeiner Zeit zubrachte und daß er ſich von den Reizen ſeiner jungen Gattin vollſtändig hatte gefangen nehmen laſſen, aber dennoch betrachtete ſie

die Sache nach allen Richtungen hin mit verhältnißmäßiger Ruhe und fragte ſich ſelbſt: „Was iſt wohl das Beſte für mich zu thun?“

„Ein kleines Feuer glimmt auf dem Heerde und ſie ſitzt in dem Schatten des düſtern unſicheren Scheines. Es ſteckt ein Heimchen zwiſchen den Steinen des Heerdes und ſein heiteres Zirpen erinnert ſie ſo gewaltig an die Vergangenheit, daß ſie faſt wünſcht, es möchte verſtummen. Und dennoch liegt etwas ſo Trauliches ſelbſt in dem Zirpen eines Heimchens, etwas ſo Gemüthliches und Heimiſches, daß es die Müden und Leidenden aufrichtet.

Plötzlich ward leiſe an die Thür gepocht und gleich darauf trat Louiſe ein, mit einem Geſicht, welches noch unglücklicher ausſah, als ſelbſt das ihrer Schwiegermutter.

„Du ſitzeſt hier allein im Finſtern, Mutter und der Vater iſt bei jenem ſchlechten Weibe? O, es iſt zu arg! Warum kommſt Du nicht ganz zu uns? Es ängſtet mich, daß Du ſo allein hier bleiben ſollſt. Du könnteſt plötzlich krank werden und ſterben, ohne daß Jemand etwas davon wüßte.“

„Nein, Louiſe, ich will lieber hier bleiben,“ ſagte die alte Dame ernſt; „er kommt alle zwei bis drei Tage einmal, um zu ſehen was ich mache und obſchon ſeine Beſuche kurz ſind, ſo tröſten ſie mich doch einigermaßen über ſeine Abweſenheit, weil ſie beweiſen, daß er immer noch an mich denkt.“

„Eine ſolche Erinnerung würde mich nicht zufriedenſtellen,“ ſagte Louiſe, „ſondern eher noch mehr erbittern.“

„Ich glaube nicht, wenn Du fühlen könnteſt, wie ich gefühlt habe.“

„Aber Mutter, was iſt denn mit Dir?“ fragte Louiſe; „es ſetzt mich wirklich in Erſtaunen, Dich ſo ruhig und gefaßt zu ſehen. Was haſt Du gehört? Was iſt geſchehen?“

„Ich habe nichts gehört und es iſt auch nichts geſchehen, ausgenommen daß mein Sinn ſich in gewiſſen Beziehungen geändert hat und ich die Dinge nicht mehr ſo betrachte, wie ich ſie ſonſt betrachtete und daß, obſchon die Handlungsweiſe Deines Vaters vielen Tadel doch auch in mancher Hinſicht Entſchuldigung verdient.“

„Aber Mutter, ich will doch nicht hoffen, daß Du unter irgend welchen Umſtänden die Vielweiberei zu entſchuldigen verſuchſt?“

„Das verhüte der Himmel,“ entgegnete die Alte, „aber obſchon die Polygamie nicht zu entſchuldigen iſt, ſo iſt es doch vielleicht der Polygamiſt oder ſcheint es wenigſtens zu ſein.“

Louiſe ſchüttelte den Kopf.

„Er iſt mein Gatte,“ fuhr die alte Dame fort, „er iſt ſtets freundlich, gut und rückſichtsvoll gegen mich geweſen — das werde ich nicht vergeſſen. Er war, wenn ich krank oder auch nur unpäßlich war, ſtets ſo beſorgt um mich, daß ich ſeine Fehler nicht hoch anſchlage und ſie lieber als menſchliche Schwächen denn als vorſätzliche Verirrungen des Herzens oder Gemüthes betrachten möchte.

Louiſe fühlte ſich faſt verſucht zu glauben, ihre Mutter ſei nicht recht bei Sinnen, denn der ganze Ton und Inhalt ihrer Worte war himmelweit verſchieden von dem, was er früher geweſen.

„Es iſt,“ hob die Alte wieder an, „nicht mehr als recht, daß Du, die Du meinen Zorn, meine Eiferſucht und meinen Haß mit angeſehen, auch meine beſſern Gefühle kennen lernſt und wie herzlich ich ihm vergeben habe und daß ich ihm und ſeiner jungen Gattin alles Wohlergehen wünſche.“

Man kann ſich denken, daß Louiſe nicht wenig erſtaunte und große Augen machte.

„Aber doch nicht eher als bis ſie bereuet haben?“ ſagte ſie; „Nicht eher, als bis ſie ihre Lebensweiſe ändern.“

„Nein, auch ſchon jetzt, weil es unſere Pflicht iſt, für die Ungerechten noch mehr zu beten, als für die Gerechten, unſere Feinde eben ſo zu lieben als wie unſere Freunde und obſchon, wenn wir einem Uebelthäter bei ſeinen Uebelthaten Gedeihen wünſchen, wir gewiſſermaßen ſeine Mitſchuldigen werden würden, ſo können wir doch wünſchen, daß es ihm wohlgehen möge.“

Louiſe ſagte nichts. Sie konnte ſich nicht überwinden, einem Weibe zu verzeihen, das einſt auch ihren Gatten zu verlocken geſucht hatte.

„Ich bin alt geworden,“ ſagte Mrs. Stillman; „ſchön oder witzig war ich niemals. Meine Unterhaltung war ſtets einfach und gewöhnlich. Ich habe keine Bildung und wenig Talent und ich wundere mich, daß er mich jemals lieben gelernt, daß er mich ſo viele Jahre lang geliebt, daß er ſich in meinen Willen gefügt, während er doch meine Mängel recht gut ſehen mußte. Es iſt ſonderbar, daß er nicht ſchon früher entdeckt, daß ich ihn niemals glücklich machen konnte.“

„Du irrſt Dich, liebe Mutter, wenn Du Dich auf dieſe Weiſe unterſchätzeſt,“ ſagte Louiſe. „Was Talente, Bildung und Klugheit betrifft, ſtehſt Du weit über ihm, wie Jeder weiß, der Euch beide kennt. Er war niemals ein ſehr gewitzter Mann, obſchon ich ihn ſtets für einen guten hielt.“

„Und er iſt auch ein guter Mann. Der Himmel verzeihe es mir, daß ich das nicht ſchon früher eingeſehen habe. Als ich,“ fuhr die alte Dame fort, „in dem düſtern Schatten des verglimmenden Feuers allein hier ſaß und in der Bitterkeit meines Gemüthes bedachte, wie er mich verlaſſen und welche

Beleidigungen ich demzufolge erduldet, ſchlief ich ein und träumte von meiner Mutter."

„Von Deiner Mutter?"

„Ja, von meiner Mutter. Sie iſt ſchon lange todt, aber es war mir als ſtünde ſie gerade ſo vor mir wie ſie im Leben ſah, nur ſchöner und glänzender. Dann befragte ſie mich über mein Ungemach und ich erzählte ihr Alles von Anfang bis zu Ende. Ihr Antlitz nahm eine traurige Miene an und ſie fragte: „Iſt Dir nie eingefallen, meine Tochter, daß ein großer Theil des Unrechts auf Deiner Seite war?"

„Auf meiner Seite?"

„Ja wohl; Dein Herz wird Dir ſagen, was ich meine; prüfe es wohl, und ich ſah ſie nicht wieder."

„War dieſe Viſion auch eine wirkliche?" fragte Louiſe.

„Mag nun die Viſion eine wirkliche geweſen ſein oder nicht, ſo war ihr Ergebniß dies doch jedenfalls. Es fiel mir wie Schuppen von meinen Augen und ich ſah ein, wie lange ich mir mit Unrecht eine mir nicht gebührende Autorität angemaßt. Ich hatte darnach getrachtet, meinen Gatten nicht durch den ſanften Einfluß der Liebe zu beherrſchen, ſondern durch den Stolz übermüthigen Ehrgeizes, nicht weil es zu meinem Beſten oder zu ſeinem Beſten oder zum Beſten unſerer Familie war, ſondern weil ich herrſchen und meinen Willen haben wollte. Nun aber ſehe ich alles ein. Die wenige Rückſicht, die ich ſeinem Urtheil erwies, das Gewicht, welches ich ſtets auf mein Gutdünken legte, meine Blindheit gegen ſeine Wünſche. Da ich im feſten Beſitz ſeiner Neigung zu ſein glaubte, ſo wußte ich ſie nicht zu ſchätzen und gab mir keine Mühe ſie zu ſichern und zu bewahren. Deshalb iſt ſie von mir genommen worden und nichts zurückgeblieben als die

Kenntniß meines Verluſtes und Reue über die jahrelange Thorheit, welche dieſen Verluſt herbeigeführt hat.“

Es war ein rührender Anblick, dieſe alte Frau mit ihrem abgezeherten Geſicht und ſchneeweißem Haar zu ſehen, während ſie ſo ſich die Verirrungen ihrer jüngeren Jahre vorrückte und in ihren eigenen Abweichungen von der Pflicht eine Entſchuldigung für die Schwächen ihres Gatten fand.

„Geſtern,“ fuhr ſie fort, ward mir erzählt, daß Fanny ihn hätſchelt und liebkoſt. Der Himmel weiß, daß es mir nie einfiel ſo etwas zu thun. Sie redet ihm von Liebe vor und ſcheint nur in ſeiner Nähe zu leben, während ich ihm ſtets fühlen ließ, daß ſeine Geſellſchaft mir zuwider ſei, daß ſeine Unterhaltung mir nicht gefiele. Tauſendmal habe ich zu ihm geſagt, daß ich bereuete, geheirathet zu haben, daß, wenn ich noch einmal ledig ſein könnte, mich nichts je wieder bewegen ſollte in dieſen Stand zu treten, daß die Laſt des Haushalts und die Familienſorgen mir eine unerträgliche Bürde zu ſein ſchienen und daß ich mich derſelben gern enthoben ſehen würde. So etwas muß, wie ich nun einſehe, das Herz eines Gatten nothwendig entfremden.“

„Aber Mutter,“ ſagte Louiſe, „alle Frauen machen ſich ſolcher Dinge mehr oder weniger ſchuldig.“

„Um ſo größer iſt dann das Unrecht.“

„Aber ſie betrachten die Sache nicht von der Seite, von welcher Du ſie betrachteſt. Das Gemüth der Frauen wird oft durch eine Menge kleinlicher Sorgen und Widerwärtigkeiten erbittert und obſchon der Mann oft nicht die Schuld trägt, ſo iſt er doch gewöhnlich das bequemſte Opfer, an welchem die Frau ihren Unmuth auslaſſen kann.

„Jetzt,“ fuhr die Dame fort, „jetzt, wo mein Mann von mir gegangen iſt, ſehe ich ein, was ich vorher nie zu ſchätzen

wußte, daß ſeine Geſellſchaft ein großer Genuß und Segen für mich war. Allerdings wußte er nicht viel zu ſprechen und ließ ſelten eine Meinung hören, die der meinen entgegengeſetzt geweſen wäre, aber dennoch ſehe ich ein, daß das Bewußtſein ſeiner Nähe und ſeines damals wenig geachteteten Schutzes für mich etwas ſehr Wichtiges war. Wenn er auch kein Wort ſprach, ſo war ich doch nicht allein und wie ſeltſam iſt es, daß ich während der vierzig Jahre, die wir zuſammen verlebt haben, niemals wußte und niemals fühlte, daß ich ihn ſo innig liebte, wie ich ihn liebe."

„Wie Du ihn liebteſt?" ſagte Louiſe.

„Nein, wie ich ihn noch liebe," ſagte die alte Frau faſt heftig. „Denke nur, daß ich ſo lange blind für den Zuſtand meiner Gefühle war, während wir doch täglich an denſelben Tiſche aßen und alle Abende an einem und demſelben Heerde weilten und ſtündlich die Genüſſe und Freuden einer und derſelben Häuslichkeit theilten."

„Der Häuslichkeit, die er nun verlaſſen hat," ſagte Louiſe.

„Der Häuslichkeit, welche ſeine Gegenwart beglückte, welche ſein Fleiß und ſeine Fürſorge vor Mangel bewahrte, der Häuslichkeit, die ohne ihn niemals exiſtirt hätte und welche ſeine Freigebigkeit und Güte zu einem ruhigen Heiligthum für den Wanderer und Müden machte, zu einem Wohnſitz heiterer und milder Tugenden, zum Mittelpunkt von tauſend Einflüſſen, welche Alles, was in ihr Bereich kommt, reinigen und läutern."

„Und dennoch, Mutter, könnte ich ihn nicht ſo vertheidigen."

„Weil Du ihn niemals ſo gekannt haſt, wie ich ihn gekannt habe; weil Du niemals begreifen kannſt, wie Alles, was mich umgiebt, mir von ihm erzählt. Er iſt vertraut mit jedem

Platze, den ich gekannt; er hat dieſelben Geſichter geſehen und dieſelben Stimmen gehört. Und dennoch ward er mehr geliebt als ich; das ſah ich deutlich. Augen, die mich kalt betrachteten, ſtrahlten ihm freundlich entgegen und dies war kein Wunder, denn er war ſtets ſanft und redlich, ſcheuete ſich, irgend Jemanden zu beleidigen und war ſtets bereit zu Güte und Gefälligkeit. Und während dieſer ganzen Zeit," fuhr ſie fort, „ſah ich ſeinen Werth wohl ein, aber nahm mir ihn nicht zu Herzen. Ich merkte recht wohl, daß er ſich über mein ewiges Tadeln ärgerte, obſchon er dies nicht ſagte, aber ich freuete mich darüber, denn ich ließ ihm auf dieſe Weiſe meine Macht fühlen und Macht war das Einzige, was ich jemals auf Erden begehrte."

„Nun aber," antwortete Louiſe, „nun wo es zu ſpät iſt, dies alles wieder gut zu machen, wird Dein Kummer durch die Erinnerung an dieſe durch Deine krankhafte Phantaſie ohne Zweifel übertriebenen Dinge noch vermehrt. Was geſchehen iſt, läßt ſich nicht ungeſchehen machen. Keine Selbſtanklage iſt im Stande, eine That zu verwiſchen."

„Thaten können aber, wenn auch nicht verwiſcht, doch gebüßt werden."

„Zuweilen, aber dennoch kannſt Du es gegen Deinen Gatten nicht."

„Warum nicht?"

„Weil er ſich dem Bereich Deines Waltens entzogen hat."

„Entzogen? wenn er mich aller zwei bis drei Tage beſucht?"

„Aber Du wirſt Dich ſchwerlich ſo tief demüthigen, von der Sache anzufangen, wenn Du erwägſt, auf welche Weiſe er Dich behandelt hat."

„Die Weiſe, auf welche ich ihn behandelt habe, iſt das,

was gegenwärtig meine Gedanken beschäftigt und wäre die Demüthigung auch zehnmal größer, als sie ist, so würde ich sie doch freudig ertragen, um ihm einige Genugthuung zu geben," entgegnete die Alte.

„Genugthuung, Mutter! Wofür denn?"

„Für alle meine Thorheit und meine Fehler."

„Aber welche Thorheit meinst Du?"

„Die Thorheit, die ich mein ganzes Leben lang durch mein Handeln an den Tag gelegt, welche das Glück unseres Ehestandes trübte und die ihn endlich in die Arme einer Andern getrieben hat."

„Aber wie ist das möglich?"

„Wenn ich mich mit Mäßigung und rücksichtsvoller Sanftmuth benommen, wenn ich seinem guten Sinne und seinem Rechtsgefühle anstatt meiner eigenen Gewaltthätigkeit vertrauet hätte, so würde er ihr mit der Verachtung begegnet sein, welche sie verdiente."

„Ich weiß aber ja von keiner Gewaltthätigkeit."

„Freilich weißt Du nichts davon. Wer draußen steht, weiß selten, was der häusliche Heerd mit ansehen und anhören muß."

„Du hast doch nicht etwa versucht, ihn die Peitsche fühlen zu lassen wie Fanny?" sagte Louise lachend.

„Nein, meine Gewaltthätigkeit oder Heftigkeit bestand blos in Worten und dennoch ist selbst das für einen Ehemann schlimm genug. Viele Männer, glaube ich, würden lieber Schläge hinnehmen als verletzende Worte."

„Das ist wohl möglich."

„Ich überlegte nicht, daß die Geltendmachung meiner unliebenswürdigen Eigenschaften für meine Nebenbuhlerin ein directer Gewinn war, daß meine Mürrischkeit einen für mich

außerordentlich ungünstigen Gegensatz zu ihrem heitern Humor bildete, daß mein Egoismus und mein ewiger Wunsch, daß man mir zu gefallen suche, so ganz verschieden war von ihrer fortwährenden Aufmerksamkeit und von ihrem Bestreben, sich beliebt zu machen. Ich bedachte nicht, daß Fanny's Benehmen von der Art war, daß sie einen günstigen Eindruck machen mußte."

„Und was gedenkst Du denn nun zu thun?"

„Ich will so viel als in meinen Kräften steht, wieder gutzumachen suchen. Freilich wird das nicht viel sein, aber ich kann doch wenigstens den guten Willen zeigen."

„Ich hoffe nur, daß er sich zufriedenstellen läßt," sagte Louise, „und daß er nicht etwa auf den Einfall kommt, sich noch eine dritte Frau zu nehmen. Es kommt sehr häufig vor, daß wenn die Schranken einmal übersprungen sind, dann auch sich nicht mehr sagen läßt, wo das endliche Ziel sein wird."

„Wenn er einmal für mich verloren ist," sagte Mrs. Stillman, „wenn ich ihn nicht wiedergewinnen kann, nun dann ist es ja einerlei."

„Ihn wiedergewinnen, Mutter, wie sonderbar Du doch sprichst. Das Bündniß, welches er mit einer andern geschlossen, kannst Du doch nicht wieder lösen und unter diesen Umständen sehe ich nicht ein, was er Dir jemals wieder sein kann."

Mrs. Stillman senior stand im Begriff zu antworten, als plötzlich und heftig an die Thür gepocht ward.

Auf das freundliche Herein? erfolgte der Eintritt Harmer's. Augenscheinlich war er in großer Eile.

„Was giebt es?" fragte Louise.

Er sah erst sie und dann die alte Dame an.

„Sie bringen eine ſchlimme Nachricht; worin beſteht dieſelbe?“ fragte Mrs. Stillman senior.

„Ihr Gatte liegt in den letzten Zügen und wünſcht Sie zu ſprechen.“

„Er liegt in den letzten Zügen und wünſcht mich zu ſprechen?“ wiederholte ſie mechaniſch, als ob ſie nicht im Stande wäre, die volle Bedeutung der Worte zu erfaſſen.

„Es iſt ſo,“ ſagte Harmer. „Es ſteht ſehr ſchlimm mit ihm und er kann blos einige Augenblicke lang hinter einander ſprechen.“

„Iſt er ſchon lange krank?“ fragte Louiſe, während die alte Dame ihren Hut und ihr Tuch zu finden ſuchte.

„Nein, er ging dieſen Nachmittag aus, um Wurzeln zu ſammeln und fand eine ſehr große, die ſo appetitlich ausſah, daß er ſie koſtete und nach und nach faſt ganz aufaß. Wie ſich jetzt ergeben hat, iſt dieſe Wurzel giftig geweſen und er muß ſterben.“

Mrs. Stillman hatte, ſo wie ſie die Gefahr vernahm, in welcher ihr Gatte ſchwebte, alle Geiſtesgegenwart verloren und ihre begierige Haſt verzögerte, wie dies in ſolchen Fällen gewöhnlich geſchieht, ihr ſofortiges Davoneilen. In ihrer Verwirrung hatte ſie den Geſchirrſchrank geöffnet und ſuchte in dieſem ihren Hut.

„Aber Mutter, Du verwahrſt doch Deinen Hut nicht im Geſchirrſchranke!“ ſagte Louiſe, die kaum im Stande war, ein Lächeln zu unterdrücken. „Setze Dich nieder — Du zitterſt ja an allen Gliedern, ſo daß Du kaum ſtehen kannſt. Ich will Deine Sachen holen. Suche Dich doch zu faſſen.“

Louiſe, deren beſonnener Kopf und geübte Hand bald mit allen nöthigen Vorbereitungen zu Stande war, entſchloß ſich mitzugehen.

„Ihr Gatte iſt auch dort," ſagte Harmer. „Ich ſprach, als ich hierhereilte, mit bei ihm vor und ſetzte ihn von dem Zuſtand ſeines Vaters in Kenntniß."

Als ſie ſich dem Hauſe näherten, kamen und gingen mehrere andere Perſonen, während Lichter ſich hin und her bewegten und dann und wann ein tiefes, ſchweres Stöhnen den Todeskampf des Kranken verrieth.

„Iſt er noch nicht todt?" fragte Harmer flüſternd eine neben der Thür ſtehende Perſon. Der Gefragte ſchüttelte den Kopf und Mrs. Stillman trat näher. Ihre wankenden Glieder aber verſagten ihr den Dienſt und ſie ſank über das Bett hinweg.

„Platz! Platz!" rief einer der Umſtehenden, „eine Dame iſt ohnmächtig geworden."

Aber ſie ward nicht ohnmächtig.

„Mein Gatte, o mein Gatte! kannſt Du mir verzeihen?" murmelte ſie leiſe.

Er antwortete nicht, denn er ward in dieſem Augenblicke wieder von furchtbaren Convulſionen geſchüttelt. Sein Geſicht ward aſchenfahl, große Tropfen kalten Schweißes traten ihm auf die Stirn und er krümmte und wand ſich unter den furchtbarſten Schmerzen.

Dieſer Zuſtand dauerte jedoch nicht lange, der Kranke kam wieder zur Beſinnung, lächelte, als er ſein Weib erkannte und verlangte dann, daß alle Anweſenden bis auf ſie das Zimmer verlaſſen ſollten. Zwei oder drei der Gemeindeälteſten zögerten, indem ſie behaupteten, er ſei nicht recht bei Sinnen und wiſſe nicht, was er rede.

„Er iſt wohl bei Sinnen," ſagte Harmer. „Ich glaube, gerade jetzt kommt er erſt zu Verſtande," ſetzte er hinzu, indem er einen Blick auf Fanny warf, die am Kopfende des

Bettes saß. „Er wünscht unter vier Augen seine rechtmäßige Gattin zu sprechen. Wollt Ihr hinausgehen oder soll ich Euch hinauswerfen?“ fuhr er fort, als man immer noch nicht Miene machte, sich zu entfernen.

„Laßt uns allein!“ kreischte der Sterbende, in seinem Bett in die Höhe fahrend, denn die Convulsionen stellten sich wieder ein. Die Anwesenden erhoben sich und verließen das Zimmer, alle, bis auf Fanny.

„Du auch,“ sagte er, indem er sie mit der Hand fortwinkte.

Sie gehorchte mechanisch und warf einen Blick des Hasses und der Verachtung auf die begünstigte Gattin.

Nun waren die Beiden mit Gott allein.

Was zwischen ihnen gesprochen ward, welche Thränen vergossen wurden, die Wonne und den Schmerz dieses Wiedersehens, dieser Versöhnung und dieses Scheidens — dies zu schildern steht nicht in der Macht meiner schwachen Feder. Als die übrigen Personen wieder in das Zimmer traten, kniete Mrs. Stillman in stillem Gebet an dem Bett. Für ihren Gatten war die Bitterkeit des Todes vorüber. Der wilde, brennende Schmerz, der eine Stunde vorher wie Feuer seine Adern durchzuckt hatte, war in eine träge Stumpfheit übergegangen, die Vorläuferin der bevorstehenden Auflösung. Ein ruhiges Lächeln lag auf seinem Gesicht und er glich einem Menschen, der im Begriff steht, in einen angenehmen Schlummer zu sinken.

„Hast Du mir nichts zu sagen, Vater?“ fragte Fanny, indem sie sich dem Bett näherte.

Er schlug weder die Augen auf, noch beantwortete er Fanny's Frage, sondern hauchte bald darauf seinen letzten Athemzug aus.

Siebenunddreißigſtes Kapitel.

Eine Scene.

Mrs. Dallas war, wie wir geſagt haben, ſtets geneigt, das Schlimmſte zu fürchten. Es gab kein Uebel, welchem der Menſch unterworfen iſt, von welchem ſie nicht fürchtete, daß es ihr oder ihrer Familie zuſtoßen werde. Wenn die Kinder im Freien ſpielten, ſo war ſie fortwährend darauf gefaßt, daß ſie von giftigen Thieren geſtochen oder gebiſſen werden würden. Sie konnte nie ruhig Jemanden beſuchen oder einen Spaziergang machen, weil ſie fortwährend fürchtete, daß mittlerweile in ihrem Hauſe Feuer auskommen oder daß die Kinder aus dem Fenſter oder in den Brunnen ſtürzen, oder daß irgend ein anderes Unglück ſich ereignen würde. Jetzt jedoch vergaß ſie alles Andere über der Wahrſcheinlichkeit, daß ihr Gatte eine zweite Frau nehmen werde.

„Warum glauben Sie das?“ fragte Mrs. Merry, welcher ſie eben ihr Herz ausgeſchüttet hatte. „Es ſteht von ihm ſo etwas eben ſo wenig zu vermuthen, als von meinem Manne und ich habe faſt noch gar nicht weiter daran gedacht.“

„O Mrs. Merry, von meinem Manne läßt es ſich weit eher vermuthen, als von dem Ihren.“

„Aber warum?“

„Weil Ihr Mann mit großer Liebe an Ihnen hängt — das ſieht ja Jedermann.“

„Das habe ich aber eben noch nicht bemerkt.“

„Nicht? — Das iſt aber ſonderbar.“

„Mrs. Binder aber, deren Gatte eben ſeine vierte Frau geheirathet hat, theilte mir mit, ihr Mann ſei niemals ſo freundlich und zärtlich gegen ſie geweſen, als da er zuerſt mit dem Gedanken umging, noch eine Frau zu nehmen.“

„Der Heuchler!“ ſagte Mrs. Dallas. „Ich aber weiß ganz beſtimmt, daß mein Mann noch eine Frau nehmen will. Ich bin überzeugt, daß er ſchon über die betreffende Perſon mit ſich einig iſt.“

„Wirklich?“

„Ja wohl. Ich habe bemerkt, daß ſeine Blicke alle nach einer gewiſſen Richtung hingehen. Iſt es nicht eine Schändlichkeit, wenn man erwägt, daß ich ihm ſo viele Kinder geboren habe und Mrs. Hope behauptet, daß es die ſchönſten ſind, die ſie jemals geſehen.“

Mrs. Merry lächelte freundlich und fragte, wer die Perſon ſei, auf welche Mr. Dallas ſein Auge geworfen.

„Das große, häßliche, freche Geſchöpf, welches in einem rothen Hut und Tuch einherſegelt,“ ſagte Mrs. Dallas.

„Was, Polly High?“

Mrs. Dallas nickte geheimnißvoll mit dem Kopfe.

„Na freilich, da wundere ich mich nicht, wenn Sie aufgebracht ſind,“ ſagte Mrs. Merry. „Das hätte ich freilich nicht gedacht. So ein gemeines Geſchöpf, das noch obendrein in ſo ſchlechtem Rufe ſteht! Ich bin nur neugierig, was aus der Welt noch werden ſoll, wenn anſtändige Männer ſolche Weibsbilder heirathen.“

„Anſtändige Männer?“ entgegnete Mrs. Dallas etwas ſpitz. „Kein anſtändiger Menſch würde ein ſolches Frauenzimmer heirathen. Ich nenne meinen Mann durchaus keinen

anſtändigen Mann. Ich glaube nicht, daß es in ganz Utah einen einzigen anſtändigen Mann giebt; ich weiß recht gut, daß es keinen giebt."

„Es ſind aber doch mehrere anſtändige Männer in Utah, die ihrer erſten Frau treu bleiben."

„Aber wie lange wird ihre Treue noch dauern? — Bis ſie noch mehr Weiber bekommen können, keinen Augenblick länger. Die Weiber werden jetzt rar in Utah und die beſten ſind ſchon weg. Wie ich gehört habe, ſteht man im Begriff, eine friſche Zufuhr aus Californien holen zu laſſen."

„Was für eine Zufuhr?"

„Nun, eine Zufuhr von Frauen, verſteht ſich."

„Abſcheulich," ſagte Mrs. Merry, indem ſie Hände und Augen gen Himmel hob.

Mrs. Dallas nahm einen geduldigen reſignirten Ausdruck an.

„Ich habe," ſagte ſie, „mich ſchon längſt darein ergeben, aber wenn ich an dieſes verhaßte Geſchöpf mit ſeinem rothen Hut denke, dann ſteigt mir das Blut zu Kopfe."

„Wie lange iſt es denn her, ſeitdem Sie erfahren haben, daß Mr. Dallas ihr die Cour macht?"

„Genau kann ich es nicht ſagen, aber ſehr lange iſt es nicht."

So dauerte dieſes Geſpräch noch eine Zeit lang fort und endlich fing Mrs. Dallas an zu weinen. Mrs. Merry verſuchte ſie zu beruhigen und zu beſchwichtigen, aber ſie weinte nur um deſto heftiger. Es trat noch eine andere Nachbarin ein, die natürlich ſofort von der ſtaunenswerthen Thatſache unterrichtet ward, daß Mr. Dallas im Begriffe ſtehe, Polly High zu heirathen.

„Na, das iſt aber doch zu toll — Polly High! Wer

hätte jemals ſo etwas gedacht! Da wundre ich mich freilich nicht, wenn Sie beinahe den Tod davon haben," ſagte dieſe Hiobströſterin. „In der That aber, ſo gern ich auch bleiben möchte, erlaubt mir doch heut meine Zeit nicht, Ihnen mein Beileid ausführlich zu bezeigen."

Und die gute Nachbarin ging fort, um die Neuigkeit weiter zu verbreiten. Mrs. Merry folgte bald nach und Mrs. Dallas blieb allein, um ihren Gatten zu empfangen.

Obſchon dieſe Frau nicht den mindeſten Grund zu dem Argwohn hatte, der an ihrem Herzen nagte und ihr das Leben verbitterte, ſo hatte ſie die Sache doch ihren Freundinnen auf eine ſolche Weiſe mitgetheilt, daß dieſe ſie als etwas Ausgemachtes betrachteten und ſo weiter erzählten. Jedermann wunderte ſich darüber, die Frauen raſten, aber die Männer lachten und ſagten, die vermeinte Braut verdiene auch wirklich einen guten Mann.

Polly war überhaupt bei dem männlichen Theile der Gemeinde ſehr beliebt, woraus der Abſcheu, mit welchem die Weiber ſie betrachteten, ſich hinreichend erklärt.

Einer der Männer, welcher die Straße hinabging, ſah Dallas eben nach Hauſe zurückkehren.

„Die Frauen ſind nicht ſchlecht aufgebracht gegen Dich," ſagte der Mann, indem er ſich Dallas näherte.

„Gegen mich — warum denn gegen mich?"

„Nun, weil Du Polly High heirathen willſt."

„Polly High? Ich verſtehe Dich nicht."

„Na, Du brauchſt Dich nicht ſo fürchterlich unſchuldig zu ſtellen," ſagte Poorly, indem er in ein lautes Gelächter ausbrach.

„Ich verſtelle mich durchaus nicht. Ich bin ganz erſtaunt. Was haſt Du denn eigentlich gehört?"

„Habe ich es Dir nicht ſchon geſagt?“

„Nein, Du haſt blos auf etwas hingedeutet, wovon ich eben ſo wenig weiß, als der Mann im Monde.“

„Aber auf jeden Fall iſt das Gerücht von Deiner Frau ausgegangen.“

„Welches Gerücht?“

„Daß Du Polly High heirathen wollteſt.“

„Das hat meine Frau gewiß nicht geſagt.“

„Ja wohl hat ſie es geſagt.“

„Wem hat ſie es denn geſagt?“

„Mrs. Merry, und ich weiß nicht, wem ſonſt noch.“

„Ich kann mir gar nicht denken, weshalb ſie ein ſolches Mährchen erzählen ſollte,“ ſagte Dallas, „Du mußt falſch berichtet worden ſein.“

„In der That,“ ſagte Poorly, „könnteſt Du wirklich noch eine Frau gebrauchen. Du brauchteſt dann nicht ſo viel nach Dienſtmädchen herumzulaufen. Deine Frau will doch fortwährend eine haben, nicht wahr?“

„Allerdings würde ſie fortwährend eine Magd halten, wenn ſie könnte.“

„Dann brauchſt Du ja weiter nichts zu thun, als noch eine Frau zu nehmen. Dieſe wird ſtets verdienen, was ſie koſtet, und iſt viel wohlfeiler als eine gemiethete Magd. Ueberdies haſt Du dann noch das Vergnügen ihrer Geſellſchaft — mit einem Worte, es iſt dies ein Plan, der alle Empfehlung verdient.“

„So ſcheint es,“ ſagte Dallas, indem er ſich herumdrehte und ſeinen Weg weiter fortſetzte.

Dallas hatte in ſeinem Leben noch nicht ernſtlich daran gedacht, eine zweite Frau zu heirathen. Allerdings lebte er in einer Gemeinde, wo ſo etwas häufig geſchah, aber die eine

Frau, die er hatte, ſchien entſchloſſen zu ſein, ihn zum Patriarchen einer zahlreichen Familie zu machen. Jetzt jedoch fiel ihm ein, daß es eine wirkliche Wohlthat für ſein Weib ſein würde, wenn er noch eine Frau ins Haus brächte, welche die Arbeiten und Pflichten der erſten theilte. Jedenfalls war dies beſſer, als ſich auf gemiethete Mädchen zu verlaſſen, die oft nach zwei oder drei Tagen ſchon wieder fortliefen. Ganz erfüllt von dieſer neuen Idee ging er weiter nach Hauſe.

„Und geſetzt, meine Frau wäre damit nicht einverſtanden," ſagte er bei ſich ſelbſt, „ſo weiß ich ja, daß ſie ſtets widerſpricht, ich mag machen, was ich will, weshalb, im Ganzen genommen, weiter nichts darauf ankommt. Uebrigens wird ſie ſich bald daran gewöhnen und ſich darüber freuen, beſonders wenn ſie ſieht, welchen Vortheil es uns bringt. Wenn ſie krank iſt, wäre dann immer Jemand da, der ſie pflegte, ohne daß ich die Zeit und meine Arbeit zu verſäumen brauchte, und wenn das Kind ſchreit, ſo iſt Jemand da, der es ihr warten hilft. Ich glaube wirklich, der Plan iſt ein ganz guter."

Indeſſen konnte er ſich doch noch nicht entſchließen, gegen ſeine Frau etwas von der Sache zu erwähnen.

„Ich weiß ſchon, wie ſie es macht," fuhr er mit ſich ſelbſt ſprechend fort, „ſie wird weinen und huſten und herumdruckſen, ſo daß ich nicht weiß, ob ſie damit zufrieden iſt oder nicht, obſchon ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach niemals recht damit einverſtanden ſein wird. Sie erwartet immer etwas Schlimmes, auch wenn keine Ausſicht dazu da iſt, und deshalb werde ich auf ihren Widerſpruch wenig geben."

Mrs. Dallas weinte wie gewöhnlich, als ihr Mann in das Haus trat. Er war von Temperament munter und lebhaft und der Anblick ihrer Thränen ihm daher ſtets zuwider. Damit ſoll durchaus nicht geſagt ſein, daß er hartherzig oder

gleichgültig gegen ihre Leiden geweſen wäre, wenn ſie wirklich dergleichen hatte, aber Thränen, Murren und bange Befürchtungen erſchöpfen, wenn die Frau ſich ihnen fortwährend hingiebt, die Geduld auch des beſten Gatten. Dallas hatte ſeine Frau während der letzten zwei Wochen wenigſtens zwanzigmal weinend angetroffen. Anfangs fragte er freundlich und theilnehmend, was ihr fehle.

„Nichts!“ antwortete ſie ſchluchzend.

„Biſt Du krank?“

„Nein.“

„Brauchſt Du etwas?“

„Nein.“

„Nun was fehlt Dir denn ſonſt?“

„Nichts.“

„Na irgend etwas muß Dir fehlen und entweder ſagſt Du mir, was es iſt, oder Du hörſt auf zu weinen.“

„Nun, hat man denn nicht einmal mehr das Recht zu weinen, wenn man Luſt hat,“ rief ſie. „Ich weiß wohl, daß die Männer gern ihren Frauen das Reden verbieten möchten, aber ich hätte nicht erwartet, daß man uns auch noch das Recht zu weinen nehmen will.“

Nach dieſer Antwort fragte Dallas ſie nicht wieder. Sie weinte oder weinte nicht und er machte weiter keine Bemerkung. Er pfiff oder ſang oder las, während ſie in einem Winkel ſaß und ſchluchzte. An dem aber ſchon erwähnten Abend machte er einmal ſeiner Ungeduld Luft.

„Wenn ich wieder einmal heirathe,“ ſagte er, „ſo werde ich meiner Frau ſogleich die Bedingung ſtellen, daß ſie niemals weint. Mir iſt der Anblick von Thränen förmlich verhaßt. Ich kann nicht begreifen, was die Weiber davon haben, fortwährend ohne Grund zu weinen.“

Mrs. Dallas ſammelte ſich ein wenig und bemerkte, von den Männern könne man nicht erwarten, daß ſie die Urſachen der Thränen eines Weibes begriffen.

„Ich mag auch dergleichen Dinge nicht begreifen," antwortete er.

„Das glaube ich gern, aber wann wird denn die zweite Frau, von der Du ſprachſt, erſcheinen?"

„Sehr bald, glaube ich, wenn Du nicht mit Deinem ewigen Weinen aufhörſt. Ich habe es herzlich ſatt. Man kann keine Minute lang vernünftig mit Dir ſprechen, und was Heiterkeit betrifft, ſo glaube ich, es läßt ſich eher einem Leichenſtein ein Lächeln abnöthigen."

„Deine Grauſamkeit bringt mich noch um," ſchluchzte ſie.

„Meine Grauſamkeit bringt Dich um? Ich glaube, Du bringſt Dich ſelbſt um durch dieſe thörichte Angewohnheit, Dich über eingebildete Leiden zu grämen. Was habe ich Dir denn gethan?"

Sie gab keine Antwort.

„Ich frage Dich, was habe ich Dir gethan?"

Sie ſchwieg immer noch.

„Wohlan, ich will Dir ſagen, was ich thun werde, und zwar bald. Ich werde eine zweite Frau heirathen. Ich will Jemanden haben, der mit mir plaudert, wenn ich nach Hauſe komme — Jemanden, der nicht Alles von der ſchwarzen Seite anſieht und ſich nicht förmlich Mühe giebt, mir das Leben ſauer zu machen, wie Du zeither gethan haſt."

„Ich habe mir nicht Mühe gegeben, Dir das Leben ſauer zu machen."

„O ja, denn Du weißt recht wohl, wie ich mich darüber ärgere, wenn ich Dich weinen ſehe, ohne daß ein Menſch weiß, warum. Ich will eine Frau um ihrer Geſellſchaft willen

haben; wenn man aber ſich fortwährend ſoll die Ohren voll-weinen laſſen, ſo thut man jedenfalls weit klüger, wenn man ganz für ſich allein bleibt."

„Nun, wahrſcheinlich wird Deine nächſte Frau Dich weit beſſer unterhalten, als ich es zu thun hoffen kann."

„Das hoffe ich auch."

„Beſonders weil ſie etwas Neues iſt."

„Neu oder alt — dieſes Weinen über eingebildete Uebel leide ich einmal nicht."

„Aber das Uebel iſt kein eingebildetes."

„Nun, worin beſteht es denn?"

„Nun, haſt Du mir nicht eben geſagt, daß Du noch eine Frau heirathen willſt, und da ſoll man wohl nicht weinen?"

„Aber es iſt mir vor dem heutigen Tage niemals einge-fallen, an ſo etwas zu denken, während Du ſchon ſeit vierzehn Tagen unaufhörlich geweint haſt, wiewohl Du es überhaupt von jeher nicht daran haſt fehlen laſſen."

Mrs. Dallas ſchwieg.

„Wer hat Dir denn geſagt, daß ich noch eine Frau neh-men wollte?" fragte er nach einer kurzen Pauſe.

„Niemand."

„Nun, woher haſt Du es dann gewußt? Es iſt mir nicht eher ein ſolcher Gedanke in den Kopf gekommen, bis ich hörte, daß Du davon wie von einer ausgemachten Sache geſprochen."

„Das iſt nicht wahr."

„Nun, was haſt Du denn geſagt?"

„Daß ich es argwohnte und fürchtete — weiter nichts."

„Haſt Du nicht geſagt, daß ich Polly High die Cour machte?"

„Ihr Name ward allerdings genannt, aber nicht gerade auf dieſe Weiſe."

„Wie denn?“

„Ich ſehe nicht ein, aus welchem Grunde es nothwendig iſt, hier unſere ganze Unterredung wieder mitzutheilen. Ich weiß auch wirklich nicht die Hälfte mehr von dem, was geſprochen ward.“

„Es mag eine niedliche Unterhaltung geweſen ſein, während ich mit Schweigen und Thränen fürlieb nehmen muß. Indeſſen, da Du mich einmal auf den Gedanken gebracht haſt, ſo bin ich der Meinung, daß die Sache am Ende gar nicht ſo übel wäre.“

„Auf welchen Gedanken habe ich Dich denn gebracht?“

„Noch eine Frau zu nehmen.“

Mrs. Dallas öffnete den Mund, um zu ſprechen.

„Kein Wort!“ rief er. „Du biſt ſtets eine Unglücksprophetin. Ich wünſche, daß Du mich anhörſt.“

„Ich mag Dich nicht hören,“ antwortete ſie, „und ich will Dich nicht hören, wenn Du dieſer vom Teufel aufgebrachten Vielweiberei das Wort reden willſt.“

„Sehr ſchön,“ rief Dallas lachend, „Dein Zorn ſteht Dir ſehr gut. Eine Frau mag raſen und toben und ſchelten, ſo viel ſie Luſt hat, wenn ſie nur nicht weint und ſchmollt. Aber jetzt, Frau, bitte ich Dich, dieſe Sache zu überlegen und zu bedenken, wie nett und ſchweſterlich es wäre, wenn Du Jemanden hätteſt, der Dir beiſtünde — und wie hübſch das auch für mich wäre.“

„Das läßt ſich nicht bezweifeln,“ bemerkte die Frau.

„Ich brauchte dann nicht in der ganzen Umgegend umherzulaufen und mich vergebens nach Mägden umzuſehen.“

„Du würdeſt wahrſcheinlich dann mehr zu laufen haben, als jetzt, denn Du würdeſt Mägde zur Bedienung zweier Frauen anſtatt einer miethen müſſen.“

„Nein, das würde ich nicht, denn eine Frau könnte ja die andere bedienen.“

„Du wirſt doch nicht von mir erwarten, daß ich Deine zweite Frau bedienen ſoll?“

„Aber wenn ſie es nun bedürfte?“

„Auch dann nicht. Und wenn ich ſie vom Tode retten könnte, ſo würde ich ihr doch keinen Tropfen Waſſer reichen.“

Und die funkelnden Augen der aufgebrachten Mrs. Dallas verriethen, welcher Grad von Eiferſucht ſich ſchon in ihr regte.

„O,“ entgegnete Dallas, „mit den Weibern iſt ſchon fertig zu werden, wenn die Männer entſchloſſen verfahren. Ich würde Euch ſchon zu dreſſiren wiſſen.“

„Das bezweifle ich.“

„Ueberdies wenn die eine Frau ſtörrig iſt, ſo wird die andere einſehen, daß es in ihrem Intereſſe liegt, ſich angenehm zu machen. Wenn die eine ſchimpft, ſo wird die andere lachen, und man kann verſichert ſein, daß wenigſtens von einer Seite das Wetter immer gut iſt, was keine kleine Wohlthat iſt.“

„Aber warum haſt Du mich denn geheirathet?“ rief Mrs. Dallas aufgebracht. „Ich habe Deine Aufmerkſamkeiten niemals geſucht, ich bin Dir niemals durch Dick und Dünn nachgelaufen und habe Dich niemals um Deine Liebe angebettelt. Ich wußte gleich von Anfang, daß ich nicht für Dich paßte; ich wußte, daß unſere Charaktere himmelweit von einander verſchieden ſind, aber Du glaubteſt hartnäckig das Gegentheil. Ich vergoß ſogar Thränen, während ich einwilligte, Dein Weib zu werden, weil ich fühlte, daß unſer Eheſtand ein ſehr unglücklicher ſein würde. Ich vergoß Thränen an unſerm Hochzeitstage, weil dieſelbe bange Ahnung mich verfolgte. Du ſagſt, ich fürchtete immer Uebles, aber dies wäre nicht möglich, wenn mir nicht auch fortwährend Uebles begegnet wäre. Ich

habe alle die Uebel erfahren, die ich gefürchtet habe, und Du, der Urheber derſelben, möchteſt mir ſogar noch das Weinen darüber verbieten.“

„Weil ich es überdrüſſig geworden bin, Dich weinen zu ſehen.“

„Und glaubſt Du denn nicht, daß auch ich des Weinens überdrüſſig bin, daß ich mich nicht freue, fortwährend Stoff zum Weinen zu haben?“

Dallas ſaß mehrere Augenblicke in tiefe Gedanken verſunken da.

„Ich ſehe jetzt Alles recht wohl ein,“ ſagte er endlich. „Unſere Ehe iſt unglücklich geweſen, weil ich nicht gleich von vorn herein Dein Temperament gebührend berückſichtigte, nun aber iſt es zum Bereuen zu ſpät. Die Bande, welche uns umſchließen, können ohne Verbrechen auf der einen oder der andern Seite niemals gelöſt werden. Wir müſſen ſehen, wie wir mit einander auskommen, und zu dieſem Zwecke iſt es unbedingt nothwendig, daß wir uns ſo viel als möglich in einander ſchicken. Es iſt mir manchmal ſchwer — ſchwerer als Du glaubſt — geworden, mich in der Welt durchzuſchlagen und meine Familie mit den Bedürfniſſen des Lebens zu verſorgen, aber ich habe mich ſtets bemüht, den Muth zu bewahren, allen Dingen die gute Seite abzugewinnen und das Beſte zu hoffen. Niemals habe ich Dich durch Mißmuth beunruhigt, niemals bin ich mit einer Wolke auf der Stirn nach Hauſe gekommen, Du aber biſt meinem Lächeln mit Thränen, meinen Hoffnungen mit bangen Ahnungen und meinen Freuden mit trüben Befürchtungen begegnet. Wenn der heutige Tag ſchön war, ſo vermochteſt Du doch nicht, Dich darüber zu freuen, weil Du fürchteteſt, daß es morgen Regen geben könnte, und ſo iſt es immer geweſen.“

Mrs. Dallas ſaß ruhig und ſchweigend da und bedeckte das Geſicht mit den Händen. Sie konnte nicht umhin einzuſehen, daß die Klagen ihres Gatten bis zu einem gewiſſen Grade gegründet waren und daß ſie ihn durch Thränen und Vorwürfe ermüdet, zu welchen wirklich keine Veranlaſſung vorlag. Ihr Stolz geſtattete ihr indeſſen nicht, ein Zugeſtändniß dieſer Art zu machen, und ſie ſagte daher nach langem Schweigen weiter nichts als:

„Du hätteſt nicht ſo unvorſichtig ſein ſollen, eine Frau zu heirathen, deren Temperament und Benehmen ſo tadelnswerth iſt.“

„Ich weiß das,“ entgegnete er düſter; „ich habe ſchon oft ſelbſt daran gedacht.“

„Hoffentlich wirſt Du Dich das nächſte Mal beſſer vorſehen und vielleicht iſt die zweite Frau ein Muſterbild von Vollkommenheit,“ ſagte ſie in bitterm Tone.

„Ich hoffe es auch.“

Wieder trat ein mehrere Minuten andauerndes Schweigen ein; endlich ſagte er:

„Aber, liebe Frau, kannſt Du nicht wenigſtens einigermaßen dieſe Temperamentsfehler, die mir ſo läſtig ſind, im Zaume halten? Kannſt Du nicht dieſes ewige Weinen einſtellen und mir, wenn ich des Abends von meiner Arbeit zurückkehre, mit lächelnder Miene entgegenkommen? Kannſt Du mir nicht fühlen laſſen, daß meine Bemühungen, Dich glücklich zu machen, gebührende Würdigung finden und nicht gänzlich vergebens ſind?“

„Verſprechen kann ich nichts,“ antwortete ſie, „denn ich weiß nicht, ob ich Kraft genug habe, mein Verſprechen zu halten.“

Dallas ſtand auf, ohne weiter ein Wort zu ſprechen, und

verließ das Zimmer. Acht Tage ſpäter führte er Polly High heim, damit ſie die Laſten und Verantwortlichkeiten ſeines Haushalts theile.

Achtunddreißigſtes Kapitel.

Noch einmal Emily.

„Haben Sie Emily nicht geſehen?“ fragte mich Harmer als er mir eines Tages auf der Straße begegnete.

„Emily? Nein, ſeit mehreren Tagen nicht.“

„Ich möchte wiſſen, wo ſie iſt.“

„Nun, iſt ſie denn verſchwunden?“

„Es ſcheint ſo.“

„Sie ſetzen mich in Erſtaunen. Iſt ſie denn nicht in Mr. Stillman's Hauſe?“

„Louiſe weiß nichts von ihr. Sie ſagt, vor ungefähr acht Tagen habe Emily das Haus verlaſſen, um zu Ihnen zu gehen, und ſeitdem habe man nichts wieder von ihr geſehen. Mrs. Beardsley iſt überzeugt, daß die Indianer ſie fortgeſchleppt haben, und wundert ſich nur, daß dies nicht ſchon früher einem von uns paſſirt iſt.“

„Sind denn Indianer in der Nähe geweſen?“

„Ganz kürzlich nicht. Was könnten auch die Indianer von ihr wollen?“

„Die Indianer ſind uns ja hier freundlich geſinnt und würden ſie ganz gewiß nicht geraubt haben.“

In dieſem Augenblicke trat Mrs. Bradiſh hinzu.

„Wovon ſprechen Sie, wenn ich fragen darf?“ fragte ſie.

„Ich werde dieſe Frage durch eine zweite beantworten: Haben Sie Emily geſehen?“

„Kürzlich nicht.“

„Ich möchte aber wiſſen, wer ſie geſehen hat.“

„Das kann ich freilich nicht ſagen. Wird ſie denn vermißt?“

„So ſcheint es.“

„Ich ſah ſie vorige Woche in das Thal hinausgehen, um zu botaniſiren und entſinne mich, daß unſer Prophet an demſelben Tage einige Indianer bewirthete, weil ich ſie gleich, nachdem ich mich von Emily getrennt, aus ſeinem Hauſe kommen ſah.“

„Wiſſen Sie das gewiß?“

„Ja wohl, ganz gewiß.“

„Dann hat Mrs. Beardsley Recht und wahrſcheinlich haben die Indianer ſie fortgeſchleppt und meinen ein hohes Löſegeld für ſie zu erlangen. Wir müſſen zu ermitteln ſuchen, von welchem Stamme dieſe Indianer waren. Wiſſen Sie vielleicht noch, an welchem Tage Sie ſie ſahen?“

Mrs. Bradiſh glaubte, ſie könne ſich beſinnen und erbot ſich überdies ſofort zu Brigham zu gehen und ihn von dem Umſtande in Kenntniß zu ſetzen.

Neugierig, ſelbſt zu ſehen und zu hören, beſchloß ich ſie zu begleiten. Er empfing uns ſehr höflich, hörte unſere Geſchichte mit anſcheinendem Erſtaunen an, ſchien aber in Bezug auf die Indianer durchaus keine Befürchtungen zu hegen. Er meinte, Emily ſei wahrſcheinlich irgendwo auf Beſuch und werde ſchon wiederkommen. Er hielt es durchaus nicht für wahrſcheinlich, daß ihr ein Unglück zugeſtoßen ſei, ſondern rieth uns, Glauben zu haben und alles würde gut gehen.

Mrs. Bradiſh war mit der gleichgültigen Art und Weiſe,

auf welche er dieſen Gegenſtand zu erledigen ſuchte, offenbar ſehr unzufrieden.

„Was Sie auch denken mögen," ſagte ſie zu ihm, „ſo bin ich doch feſt überzeugt, daß die Indianer hier die Hand mit im Spiele haben und es befremdet mich, daß Sie ſich weigern, uns von ihrem Stamme oder dem Namen ihres Häuptlings in Kenntniß zu ſetzen."

„Ich thue dies nicht, weil ich fürchte, daß etwas geſprochen oder gethan werden könnte, was uns mit dieſen Leuten in Zwiſtigkeiten bringen würde. Es liegt in unſerem Intereſſe, uns auf freundſchaftlichen Fuße mit ihnen zu halten und da kaum eine Möglichkeit vorhanden iſt, daß ſie von der Sache wiſſen, ſo glaube ich, es iſt beſſer, wenn die Namen und der Stamm meiner Beſucher ein Geheimniß bleiben."

„Aber Jemand muß es doch wiſſen," ſagte Mrs. Bradiſh.

„Dafür haben Sie keinen Beweis."

„Aber was iſt dann aus ihr geworden?"

„Dies iſt eine Frage, die ich nicht im Stande bin zu beantworten, obſchon ich Emily's wegen durchaus keine Beſorgniß hege. Sie iſt ja klug und vorſichtig."

„Aber es iſt ja möglich, daß ſie ſich zu weit fortgewagt und in den Gebirgen verirrt hat."

„O, das glaube ich nicht," entgegnete Brigham gleichgültig.

„Auf jeden Fall," ſagte Mrs. Bradiſh, „werde ich nicht ruhen und raſten, bis ich ermittelt habe, wo ſie iſt. Sie dürfen mir es nicht übel nehmen, Sir, aber ich hätte meinen ſollen, daß die rückſichtsvolle Aufmerkſamkeit, die Sie ſonſt für ſie an den Tag gelegt, Ihnen Theilnahme an ihrer Gefahr einflößen müßte."

„An ihrer Gefahr? Ich fürchte nicht, daß ſie in Gefahr iſt," ſagte er. „Sie haben keinen Glauben."

Ich betrachtete das in ſeinem Ausdruck ſo ruhige und doch ſo unheimliche Geſicht dieſes Mannes und fragte mich bei mir ſelbſt, ob es wohl möglich wäre, daß der Grund ſeiner Gleichgültigkeit und Unbeſorgtheit in einer Kenntniß ihres Aufenthaltsortes läge. Ich konnte mich indeſſen kaum überwinden zu glauben, daß eine ſolche Heuchelei möglich ſei und wagte daher auch nicht, meinen Verdacht auszuſprechen oder auch nur bei mir ſelbſt zu ermuthigen.

Wir verließen die Wohnung des Propheten, der uns beim Scheiden ermahnte, uns nicht zu grämen oder zu ängſten, denn Gott und ſeine Engel würden unſere unſchuldige und jugendliche Schweſter ſchon behüten und unverſehrt wieder zu uns zurückführen, obſchon Mrs. Bradiſh in dem Augenblick, wo er uns nicht mehr hören konnte, erklärte, er habe ſich auf unwürdige Weiſe gegen uns benommen und ſie werde es nicht leiden. Harmer hatte auf uns gewartet, um das Ergebniß unſerer Unterredung zu hören.

„Nichts! nichts!" rief Mrs. Bradiſh, ſeinen Fragen zuvorkommend. „Er weigert ſich, uns etwas zu ſagen, obſchon ich nicht gewiß behaupten kann, daß er ſelbſt etwas weiß. Dabei nimmt er die Sache ungeheuer leicht, glaubt, Emily werde ſchon wiederkommen und dergleichen mehr."

„Der Schurke!" rief Harmer, „ich habe die Sache auch ohne ihn ermittelt. Charley Moore ſah Emily in das Thal gehen, um Blumen zu pflücken. Die Indianer waren ein Stamm der Utahs, der Name ihres Häuptlings iſt Walker und ihr gegenwärtiger Aufenthaltsort iſt die unmittelbare Umgebung der Wahſatch Gebirge. Noch heute Nacht breche ich dahin auf."

„Uebereilen Sie ſich nicht," ſagte ich, denn ich konnte mich nicht des Gedankens erwehren, daß Emily in weit größerer Nähe zu finden ſei, da ich aber keine Beweiſe hatte, ſo fürchtete ich, meinen Verdacht auszuſprechen.

„Zu welcher Stunde wollen Sie aufbrechen?"

„Wenn der Mond aufgeht — gegen Mitternacht."

„Wohlan," ſagte Mrs. Bradiſh nach der Sonne blickend, „bis dahin werde ich jedes Haus beſuchen, um die Einwohner zu alarmiren und Nachfragen anzuſtellen. Sie verweilen indeſſen doch bei Madame Ward — ich werde hinkommen, um das Ergebniß zu berichten."

Harmer war mit dem Vorſchlage einverſtanden und ſie entfernte ſich ſofort, um ihren Plan auszuführen. Als ich nach Hauſe zurückkam, traf ich Louiſen in furchtbarer Aufregung.

„Haben Sie Emily nicht geſehen?" fragte ſie ängſtlich.

„Nein."

„Dann weiß ich nicht, was ich denken ſoll. Ich glaubte bis vor Kurzem, ſie wäre in Ihrem Hauſe. Ich war der Meinung, daß ſie einen ziemlich langen Beſuch mache und hatte mir ſchon mehrmals vorgenommen, zu Ihnen zu kommen, ward aber immer durch etwas abgehalten. Harmer ward jedoch ungeduldig und beſchloß ſie aufzuſpüren und ich glaube, es iſt gut, daß er es gethan hat."

„Wahrſcheinlich iſt ſie in meiner Abweſenheit zu uns gekommen und dann weiter nach dem Thale gegangen, um Blumen zu holen."

„Und ſeitdem iſt ſie nicht wieder geſehen worden?"

„So viel ich weiß, nicht."

„Wahrſcheinlich iſt ſie von den Indianern geraubt worden."

„Oder ſie hat ſich in den Gebirgen verirrt.“

„In welchem Falle wir ſie niemals wiederſehen werden,“ ſagte Louiſe, indem ſie in Thränen ausbrach.

„Brigham ſagt, wenn wir Glauben haben, ſo wird alles gut werden.“

„Wie nahm er denn die Nachricht auf?“ fragte Louiſe, ſich die Augen trocknend.

„Sehr kaltblütig und wollte ſogar nicht, daß wir Schritte thun ſollten, um ſie auszukundſchaften.“

„Das iſt aber ſonderbar.“

„So ſchien es mir auch, beſonders wenn man die Aufmerkſamkeit erwägt, die er ihr früher erwieſen.“

„Da ſie aber ſeine Bewerbungen ſtets zurückgewieſen hat, ſo iſt er vielleicht aus Rache gleichgültig gegen ihr Mißgeſchick.“

„Oder er weiß vielleicht auch mehr von der Sache, als er ſagen will.“

Louiſe ſah mich überraſcht an, ſchien aber mit meinen Gedanken einverſtanden zu ſein.

Wir trennten uns und ich ging direct nach Hauſe. Natürlich weilten meine Gedanken bei Emily und ihrer unerklärlichen Abweſenheit. Dann gedachte ich wieder der ruhigen Gleichgültigkeit Brighams und verlor mich immer mehr in allerhand Vermuthungen, bis ich mich zuletzt nicht mehr des Verdachts erwehren konnte, daß er bei dieſer Angelegenheit die Hand mit im Spiele habe.

Mr. Ward ſagte, wahrſcheinlich ſei ſie in die Hände der Indianer gefallen oder ſie habe ſich in einem der von Hügeln und Thälern gebildeten Labyrinthe verirrt. Er erzählte Beiſpiele von Leuten, die ſich ſelbſt in ganz bekannten und nahen Umgebungen verirrt hatten. Eine Dame von ſeiner

Bekanntſchaft, hatte ſich aufgemacht, um eine Freundin zu beſuchen, welche auf der entgegengeſetzten Seite eines kleinen Waldes wohnte. Sie wanderte eine Strecke weit auf den, wie ſie glaubte, gewohnten Pfaden, als ſie plötzlich ein Haus erblickte, welches ihr ſowohl ſonderbar als auch bekannt ausſah. Eben ſo bemerkte ſie, daß die Kühe, das Federvieh und alle übrigen Gegenſtände eine ungemeine Aehnlichkeit mit den ihrigen hatten und da ſie immer mehr die Ueberzeugung gewann, daß ſie ſich verirrt haben müſſe, ſo beſchloß ſie in das Haus hineinzugehen, wo ſie dann zu ihrem unendlichen Erſtaunen ſah, daß es ihr eigenes Haus war. Fälle, daß Frauenzimmer ſich auf dieſe Weiſe verirrten, kämen, meinte er, faſt täglich vor und es wäre durchaus nicht zu verwundern, wenn es Emily ebenfalls ſo gegangen wäre.

„Dann hätte ſie ſchon eine Woche in den Gebirgen zugebracht und wäre wohl kaum noch am Leben.“

„Ach gieb Dich doch nicht ſolchen Befürchtungen hin,“ ſagte Mr. Ward. „Sie könnte ſogar viele Wochen in den Wäldern leben, denn die Witterung iſt ſehr mild und es ſcheint in den Gebirgen nicht an eßbaren Wurzeln zu fehlen.“

„Aber nach dem Mr. Stillman zugeſtoßenen Unglück wird ſie kaum wagen, davon zu eſſen.“

„Der Hunger würde, glaube ich, die Furcht verbannen,“ antwortete er, eben als Mrs. Bradiſh eintrat.

Meine erſten Worte waren: „Nun was haben Sie ermittelt?“

„Gar nichts,“ antwortete ſie, „kein Menſch will etwas von ihr geſehen oder gehört haben.“

„Und was glauben die Leute?“

„Manche ſagen, die Indianer hätten ſie geraubt, andere, ſie habe ſich in den Wäldern verirrt. Natürlich herrſchen ſehr

verſchiedene Meinungen. Eine Anzahl Männer wird heute Nacht ausziehen, um ſie zu ſuchen — ſie waren in der größten Aufregung.“

Es dauerte nicht lange, ſo fand ſich Harmer, von Buckley und Charley Moore begleitet, ein. Buckley hatte ſchon Anſtalten getroffen, um über das Schneegebirge nach Californien zu gehen, verſchob aber ſeine Reiſe, bis man über Emily's Schickſal Gewißheit haben würde. Demzufolge hatten beide ſich entſchloſſen, Harmer zu begleiten. Sie waren gut mit Büchſen, Piſtolen und Meſſern bewaffnet und mit einem tüchtigen Vorrath von Munition verſehen.

„Gott begleite Euch und gebe Eurem Vorhaben ſeinen Segen,“ ſagte Mrs. Bradiſh.

„Amen!“ ſagten alle Anweſende, die aus einer großen Anzahl junger und alter Leute beſtanden. Es war beſchloſſen, daß die jungen Leute mit Harmer gehen ſollten, da der indianiſche Spurweg direct durch das Thal führte, wo man Emily zuletzt geſehen. Sie waren mit Hörnern, Pfeifen und Hunden verſehen und hofften augenſcheinlich auf den beſten Erfolg.

„Ich zweifle, daß ihre Kräfte ihr erlaubt haben, ſehr weit zu wandern,“ ſagte einer.

„Wahrſcheinlich finden wir ſie in nicht allzuweiter Entfernung erſchöpft in einer Höhle ſchlafend,“ ſagte ein anderer.

„Vielleicht hat ſie auch eine indianiſche Niederlaſſung erreicht,“ fügte ein dritter hinzu.

Endlich ſtieg die breite helle Scheibe des Mondes über die nahen Hügel empor und die Suchenden machten ſich, nachdem ſie uns Lebewohl geſagt, auf den Weg.

Neununddreißigſtes Kapitel.

Heirathen.

„Es kommt Beſuch, Mama," ſagte unſere jüngſte Tochter, die nun ſchon ziemlich herangewachſen war.

„So! wer iſt es denn?"

„Ich glaube, es iſt Mrs. Melton."

Es dauerte nicht lange, ſo trat die Dame ein. Sie war in tiefe Trauer gekleidet. Ich warf unwillkührlich einen Blick auf dieſes ungewöhnliche Coſtüm. Sie bemerkte es und da ſie eine ſehr mittheilſame Perſon war, ſo begann ſie ſofort ihr Ungemach zu erzählen.

„Ich trage Trauerkleidung, Mrs. Ward," ſagte ſie, „und dennoch vermag kein äußeres Zeichen den Kummer auszudrücken, der auf meinem Herzen laſtet. Es iſt furchtbar, wenn man ein Kind in die feuchte kalte Erde bettet, aber noch weit furchtbarer iſt es, es auf dem Altar des Mammons opfern zu ſehen und ſolche Heirathen wie ſie hier gebilligt und geduldet werden, ſcheinen mir wirklich entſetzlich zu ſein. Ich habe Mr. Melton alle möglichen Vorſtellungen gemacht, um ihn von ſeinem Vorhaben abzubringen, aber vergebens. Er iſt feſt entſchloſſen, die Mädchen an Weldy zu verkaufen und nur der Tod wird die Vollendung des Opfers verhindern."

Und die arme Mutter fing an zu weinen.

„Und was ſagen denn die Mädchen dazu?" fragte ich.

Digitized by Google

„Henriette iſt faſt außer ſich. Margarethe ſagte Anfangs auch vieles, da ſie aber ſah, daß ihr Vater feſt entſchloſſen war, ſo verfiel ſie wieder in ihre ſchweigſame düſtere Stimmung. Sie iſt von jeher dergleichen melancholiſchen Anwandlungen unterworfen geweſen und ich fürchte, daß dieſe nun ſich mit immer größerer Heftigkeit einſtellen werden.“

„Wir haben nicht gewußt, daß ſie mit einem ſolchen Leiden behaftet iſt.“

„Es wiſſen es überhaupt Wenige, weil wir es immer verſchwiegen zu halten ſuchten, aber nun wird es wohl bald bekannt werden, wenn ſie in jenes Haus kommt. Es iſt nichts daran ſchuld, als die Grauſamkeit ihres Vaters.“

„Wie ſo?“

„Er weigerte ſich, ſie einen liebenswürdigen jungen Mann heirathen zu laſſen, der eine innige Leidenſchaft zu ihr empfand und deſſen Neigung ſie erwiederte. Sie hätte damals bald den Tod von der Weigerung ihres Vaters gehabt und hat ſich von den Folgen jenes Ereigniſſes niemals ganz wieder erholt.“

„Aber warum weigerte ſich Mr. Melton, ſie ihn heirathen zu laſſen?“

„Weil der junge Mann nicht im Stande war, ein werthvolles Gegengeſchenk zu machen.“

„Ich begreife nicht recht, was der Mann denkt.“

„An Geld, denn das Geld iſt der Gegenſtand ſeiner Gedanken bei Tage und ſeiner Träume bei Nacht. Er betrachtet ſeine Töchter als rechtmäßige Gegenſtände einer Spekulation, weil, wie er ſagt, ihre Erziehung ihm viel gekoſtet hat. Henriette kniete vor ihm nieder und flehete ihn mit Thränen an, Mitleid mit ihr zu haben und ſie vor einem ſo furchtbaren Schickſal zu retten, aber er verwies ſie zur Ruhe und machte

ihr Vorwürfe, beſchuldigte ſie der Undankbarkeit, weil ſie nicht ſofort in ſeine Wahl willigte, beſonders da dieſelbe für ihn einen ſo bedeutenden Nutzen abzuwerfen verſprach. Dies erbitterte meine Tochter und ſie drohete, ſein Haus und ſeinen Schutz zu verlaſſen und fort unter die Indianer zu gehen. Er antwortete, er werde ſie ſchon wieder finden und wenn er die ganze Welt nach ihr durchſuchen müßte und Weldy's Weib müſſe ſie werden, und wenn er ſie in Ketten vor den Altar ſchleppen ſolle. Da Henriette dadurch immer mehr aufgebracht ward, ſo erklärte ſie, ſie ſeien alle Barbaren, die Religion der Mormonen ſei vom Teufel, die Vielweiberei ſei eine fluchwürdige Einrichtung und obſchon man ſie vielleicht zwingen könne, mit dem Manne, den ſie haſſe, an den Altar zu treten, ſo würde ſie doch nie durch ein Wort oder eine Geberde ihre Zuſtimmung dazu geben.

„Alſo wagſt Du, mir ungehorſam zu ſein?“ ſagte er.

„Ich wage es, jedem Manne ungehorſam zu ſein, der mich zu ſeiner Sklavin zu machen ſucht und deſſen Tyrannei mein ganzes Leben verbittern würde. Wenn Du von mir verlangſt, jenen entſetzlichen alten Mann zu heirathen, welcher ausſieht wie ein Wehrwolf und handelt wie ein Narr — einen Mann, der ſchon ein Dutzend Weiber, gute und ſchlechte, im Hauſe hat, von welchen zwei oder drei Indianerinnen, andere Spanierinnen und Deutſche ſind — iſt es wohl möglich, daß Du meine Zuſtimmung erwarten kannſt, wenn dieſer ſelbe alte Mann, der mein Gatte zu werden wünſcht, auch an demſelben Tage meine Schweſter heirathen will und uns förmlich kaufſt, indem er Pferde und Kühe für uns giebt — kannſt Du, frage ich, wohl von uns erwarten, daß wir uns hierein fügen, wenn wir nicht geradezu mit Gewalt gezwungen werden?“

„Henriette," ſagte Mr. Melton, „Du biſt ſicherlich alt genug, um zu wiſſen, daß alles dies Thorheit iſt. Es iſt ganz einerlei, wie viele Weiber er hat. Salomo heirathete die Tochter eines Königs, obſchon er Frauen aus allen Nationen um Juda herum genommen hatte. Glaubſt Du vielleicht vornehmer zu ſein, als jene Prinzeſſin aus jenem königlichen Hauſe Egypten? Ich muß mich wirklich Deiner ſchämen."

„Und ich ſchäme mich meines Vaters," unterbrach ihn Margarethe heftig. „Es iſt eine Schande, daß ein Mann, der vom göttlichen Geiſte beſeelt zu ſein vorgiebt, die Verheirathung ſeiner Töchter benutzt, um ſich zu bereichern. Und welch einer Ehe will er ſie widmen! Mein Herz empört ſich bei dem Gedanken daran."

„Ich ſagte den Mädchen ſpäter, daß wenn ihr Vater auch unerbittlich bliebe, ſie doch vielleicht Rettung von der Großmuth ihres Bewerbers hoffen könnten, wenn nämlich ſein Herz eines ſolchen Gefühls fähig ſei.

„Eher," ſagte Henriette, „könnte man von einem hungrigen Löwen Mitleid erwarten."

„Margarethe ſagte jedoch, ſie wolle einen Verſuch machen und erbot ſich, die erſten Schritte in dieſer Beziehung zu thun.

„Da kommt Weldy," ſagte Henriette, die eben zum Fenſter hinausblickte.

„Nun dann benutzt dieſe Gelegenheit, Mädchen, jetzt wo Euer Vater abweſend iſt," rief ich, „und der Himmel gebe, daß Ihr ſein eiſernes Herz erweicht.

„Weldy trat ein, grüßte die Mädchen ſehr freundlich, verſuchte ihnen ein Kompliment über ihre Schönheit zu machen, welches ziemlich unbeholfen ausfiel und fragte dann nach Mr. Melton.

„Er iſt nicht zu Hauſe, Bruder Weldy, und wir betrachten ſeine Abweſenheit bei der gegenwärtigen Gelegenheit als einen beſonders günſtigen Umſtand. Wir wünſchen an Ihren Verſtand und an Ihre Großmuth, wir wünſchen an Sie als Mann von Ehre und Grundſätzen zu appelliren und Sie zu bitten, Ihre Bewerbung um die Hand dieſer Mädchen zurückzunehmen, welche noch viel zu jung ſind, um die Verantwortlichkeiten des Eheſtandes auf ſich zu nehmen und auch ſonſt für Ihre Umſtände durchaus nicht paſſen.“

„Entſchuldigen Sie, Madame,“ antwortete er, „ich kann Ihrer Anſicht durchaus nicht beipflichten. Dieſe jungen Damen werden in meinem Hauſe wenigſtens durchaus keine Verantwortlichkeiten zu übernehmen haben. Mein Haus iſt wohl eingerichtet und wird von älteren, erfahrenen Perſonen geleitet. Es wird von dieſen jungen Damen nichts verlangt werden als Freundlichkeit und Gehorſam und jene Nachgiebigkeit, welche die Jugend den reiferen Jahren ſtets ſchuldig iſt.“

„Hier theilte ich ihm mit, daß meine Mädchen ſtets daran gewöhnt geweſen ſeien, ihrem eigenen Willen zu folgen.

„Ja,“ ſagte Margarethe, „und ich bin die Letzte, welche ſich vor grauen Haaren beugt, wenn dieſelben den Schädel eines Narren bedecken, wie ſehr häufig der Fall iſt.“

„Ich werde ebenfalls weder freundlich noch gehorſam ſein,“ ſagte Henriette, „weil ich ſowohl Sie als auch Ihre Weiber verachte und verabſcheue.. Ich werde durchaus nichts thun, was Sie von mir wünſchen. Wahrſcheinlich wollen Sie aus mir eine Art Aufwärterin machen und glauben, ich ſolle mich mit Ihren dreißig Rangen befaſſen, aber daraus wird ganz beſtimmt nichts!“

„Weldy lachte darüber. Er ſchien nicht im mindeſten

unwillig zu ſein, wie ich erwartet hatte, ſondern lachte blos ſo laut, daß die Fenſter klirrten.

„Nein, mein ſchönes Kind," ſagte er, „das erwarte ich durchaus nicht. Du biſt viel zu ſchwächlich und zart, als daß Du Dich mit einem großen Kinde herumſchleppen könnteſt, das weiß ich recht wohl. Niemand ſoll Dir Pflichten auflegen und ich werde nie von Dir verlangen, daß Du etwas thuſt, was Deinem Willen entgegen wäre — deſſen ſei verſichert."

„Alſo Sie wünſchen nicht, daß ich etwas thun ſoll, was meinem Willen widerſtreitet?" fragte ſie raſch.

„Weldy aber ließ ſich auf dieſe Weiſe nicht fangen.

„Allerdings werde ich das nicht, liebes Kind — ſobald Du mein biſt —"

„Mr. Weldy, ich bitte Sie inſtändig, auf jede Abſicht uns zu heirathen, zu verzichten," ſagte Margarethe. „Sie haben keinen Begriff, wie ſehr wir die Stellung, die Sie uns bieten, verabſcheuen. Unſer Alter, unſere Umſtände, alles ſchließt die Möglichkeit aus, daß eins von uns in dieſem Zuſtande ſich glücklich fühlen könne. Wir können Sie nicht lieben und Sie können uns nicht lieben und eine Ehe ohne Liebe muß unglücklich ſein."

„Das iſt alles Thorheit — die Hälfte der Ehen in der Welt werden aus Beweggründen der Politik oder Räthlichkeit geſchloſſen," ſagte Weldy und fuhr dann fort, uns beweiſen zu wollen, daß Heirathen aus Liebe ein veralteter Begriff ſei, der ſich für unſer praktiſches Zeitalter nicht mehr ſchicke. Er habe, ſagte er, ein einziges Mal aus Liebe geheirathet und die Frau, die er auf dieſe Weiſe erhalten, ſei gerade von dem ganzen Dutzend die am wenigſten liebenswürdige geweſen. Er dankte dem Himmel für die Lehre, die er dadurch erhalten.

Im Allgemeinen ſeien die Ehen, in welchem am wenigſten von dem vorkäme, was man romantiſcher- und thörichterweiſe Liebe nenne, ſtets die glücklichſten und er für ſeinen Theil erwarte ein dauerndes, ſolides und wirkliches Glück von ſeiner bevorſtehenden Vermählung mit zwei ſo ſchönen, mit ſo vielen vortrefflichen Eigenſchaften ausgeſtatteten jungen Damen.

„Aber, Mr. Weldy, wollen Sie wirklich nicht auf uns verzichten? Wollen Sie nicht unſerm Vater ſagen, daß Sie ſich anders beſonnen haben und uns nicht mehr begehren? Haben Sie doch Mitleid für uns und wir werden Sie in alle Ewigkeit ſegnen.“

„Warum ſoll ich Mitleid für Euch haben? Warum ſoll man ſo junge, ſchöne Weſen bemitleiden? Ich liebe Euch, ich bewundre Euch, ich bete Euch an. Ich würde Euch und mich bemitleiden, wenn Jemand anders Euch bekommen ſollte, weil Niemand Eure Vorzüge ſo zu ſchätzen weiß als ich,“ und indem er dies ſagte, verſuchte er Margarethen zu umarmen.

„Das Mädchen entſprang kreiſchend ſeinen ausgeſtreckten Armen und Henriette erinnerte ihn daran, daß er ſo eben erklärt habe, er habe nur ein einziges Mal aus Liebe geheirathet.

„Und dies iſt auch die Wahrheit,“ antwortete er, „obſchon es eben ſo klar iſt, daß man ſo ſchöne Mädchen nicht anders als aus Liebe heirathen kann, weil Jeder auf den erſten Anblick ſich in ſie verlieben muß.“

„Dieſe abgeſchmackten Komplimente machten auf die Mädchen einen ſehr widerlichen Eindruck und Margarethe rief: „Weldy, ich glaube, Sie ſind ein Narr.“

„Wenn dies der Fall iſt, ſo ſeid Ihr daran ſchuld,“ antwortete er. „Was kann ein Mann dafür, wenn ihm ein ſchönes Mädchen den Kopf verdreht?“

„Mag nun Ihr Kopf verdreht ſein oder nicht, Mr. Weldy, ſo glaube ich, daß meine Mädchen vollkommen unſchuldig daran ſind. Sie ſind alt genug, um ihr Vater zu ſein, und haben überdies ſchon ein Dutzend Weiber. Ich habe dieſen Unſinn nun ſatt. Noch hatte ich immer Ihnen einen gewiſſen Grad von Edelſinn zugetraut, ſehe aber nun ein, daß ich mich vollſtändig in Ihnen geirrt habe.“

„In der That, Madame,“ entgegnete er, „Sie machen mir dieſe Verheirathung mit Ihren Töchtern ſehr koſtſpielig. Ich habe Ihrem Gatten ſchon ein ſehr ſchönes Gebot gethan, Sie aber wollen wahrſcheinlich auch etwas haben. Wünſchen Sie ein neues Tuch oder ein hübſches Kleid?“

„Ich ward durch dieſes angebliche Mißverſtehen meiner Wünſche ſo empört,“ fuhr Mrs. Melton fort, „daß ich große Luſt empfand, den Beſen zu nehmen und ihn damit zum Hauſe hinauszuprügeln.

„Ich wundre mich, daß Sie das nicht thaten,“ bemerkte ich; „eine ſolche Unverſchämtheit!“

„Ja wohl; er wußte recht wohl, daß ich weiter nichts wünſchte, als meine Töchter vor einem ſo unnatürlichen Bündniß zu bewahren.“

„Er hat es blos geſagt, um Sie zu ärgern,“ rief ich.

„Das wußte ich recht wohl und entgegnete daher, obſchon meine Tücher und Kleider vielleicht weniger modiſch ſeien, als die anderer Leute, ſo legte ich doch weiter kein Gewicht darauf, wenn es ſich um das Glück meiner Kinder handle. Hierauf hatte er die Unverſchämtheit, mir zu verſichern, daß das Glück meiner Kinder eben durch die Verheirathung mit ihm geſichert werden würde.

„In der That, Madame,“ ſagte er, „ich wundre mich über Ihre Einwendungen, die über alle Begriffe trivial und

frevelhaft ſind. Sie ſagen nichts in Bezug auf meinen moraliſchen Charakter und auf meine pekuniären Verhältniſſe, weil Sie wiſſen, daß in dieſen Beziehungen nichts gegen mich einzuwenden iſt. Sie reden vom Alter, als ob nicht viele junge Frauen mit alten Männern vollkommen glücklich gelebt hätten und als ob das, was einmal geſchehen iſt, nicht wieder geſchehen könnte. Ich erwarte von Ihren Töchtern blos, daß ſie mich ehren und mir gehorchen und da ich durchaus kein ſentimentaler Mann bin, ſo werde ich damit vollkommen zufrieden ſein. So ſehr ich ſie auch liebe, ſo verlange und wünſche ich doch nicht, daß ſie mich wieder lieben. Ich verlange weiter nichts, als daß ſie Niemanden anders lieben, denn dies würde das Haus ſofort in Flammen ſetzen."

„Margarethen kam plötzlich ein Gedanke ein und ſie ſagte: „Wie wenn wir Ihnen nun geſtünden, daß wir ſchon jetzt einen andern lieben?"

„Ich würde wiſſen, daß das Geſtändniß ein erlogenes wäre, weil Euer Vater mir geſagt hat, daß Ihr noch niemals einen Anbeter gehabt hättet."

„Dann hat mein Vater Ihnen eine Unwahrheit geſagt; meine Mutter ſoll entſcheiden."

„Du haſt einen Anbeter gehabt, mein Kind," antwortete ich zu Margarethe gewendet; „daß Henriette einen gehabt hätte, davon weiß ich allerdings nichts."

„Na, es ſoll nichts ausmachen; ich verlange weiter nichts, als daß Ihr mich ehrt und liebt."

„Und das werde ich nimmermehr thun."

„Wieder ſchlug er ein ſchallendes Gelächter auf, in welches Niemand einſtimmte, als plötzlich zu unſerer großen Ueberraſchung und Beſtürzung Mr. Melton in das Zimmer trat.

„Er zeigte eine ziemlich verwunderte Miene und ſagte zu

Weldy: „Ihr ſcheint Euch in der Geſellſchaft meiner Frau und Töchter ſehr gut zu amüſiren.“

„O allerdings, ſehr gut. Denkt Euch nur, ſie haben ſich Mühe gegeben, mir glauben zu machen, daß unſere Ehe eine ſehr unglückliche ſein würde und dergleichen mehr.“

„Mr. Melton warf ſeinen Töchtern einen zornigen Blick zu. „Ich habe alle dergleichen Erörterungen ſtreng verboten,“ ſagte er, „aber dennoch beharren ſie bei ihrem Ungehorſam.“

„Die Frauen ſind ſeit Adam's Zeiten eigenſinnig und ſtarrköpfig geweſen,“ entgegnete Weldy.

„Nun, warum heirathet Ihr denn deren ſo viele?“ fragte ich.

„O,“ antwortete er ſchmunzelnd, „trotz ihrer Launenhaftigkeit und Starrhaftigkeit ſind es doch liebe Geſchöpfe.“

„Und dieſe halsſtarrigen, ungehorſamen Mädchen verſchmähen die Ehre, die Ihr ihnen erzeigen wollt,“ ſagte Mr. Melton, „ſie verdienen eine harte Züchtigung.“

„Nein, ſtraft ſie nicht,“ ſagte Weldy; „ich möchte um keinen Preis, daß ihnen ein Haar auf ihren ſchönen Häuptern gekrümmt würde, mögen ſie auch ein wenig unfreundlich gegen mich ſein. Natürlich bin ihrer nicht würdig. Niemand kann von ſeiner eigenen Unwürdigkeit mehr überzeugt ſein als ich und aus dieſem Grunde vielleicht mehr als aus einem andern hat der Himmel mich mit ſo vielen Weibern geſegnet und ſcheint mich noch mit mehreren ſegnen zu wollen.“

„Ich ſollte meinen'“ ſagte Margarethe, „daß wahrſcheinlich die andere Perſon mehr damit zu thun hat, als der Himmel. Der Himmel gab Adam im Paradieſe blos ein Weib und würde ſündhaften Männern im gefallenen Zuſtande kaum deren eine größere Anzahl geben.“

„Was weißt Du von ſolchen Dingen?“ fragte Mr. Melton.

„Ich sollte wohl etwas davon wissen, wenn man die Umstände erwägt, in welche ich mich gegenwärtig versetzt sehe.“

„Was mich betrifft, so glaube ich, daß je weniger ein Frauenzimmer hiervon weiß, desto besser ist es. Das Wissen taugt für Frauen nichts, denn es macht sie dünkelhaft und eingebildet. Sie lassen sich nicht leicht regieren und gleichwohl ist die zweckmäßige Regierung der Frauen die Grundlage alles häuslichen Friedens.“

„Weldy lachte und zwar auf seine Weise, daß sein ohnedies schon widerwärtiges Gesicht um so häßlicher und abstoßender ward. „Aber Ihr wißt,“ sagte er, „auch nicht viel von den Frauen, da Eure häusliche Erfahrung sich auf den Besitz eines einzigen Weibes beschränkt hat.“

„Aber nun stehe ich im Begriff, ein neues Blatt umzuwenden,“ sagte Mr. Melton, indem er mich anblickte, „ich bin diesen Nachmittag vermählt worden.“

„Diesen Nachmittag vermählt! O mein Gott!“ kreischte Margarethe, „was werden wir alles noch erleben müssen?“

„Das Nächste ist wahrscheinlich Eure eigene frohe Hochzeit, glaube ich,“ sagte Weldy, ging dann auf Mr. Melton zu, drückte ihm die Hand und wünschte ihm Glück. Er freue sich, sagte er, allemal, wenn er sähe, daß seine Freunde sich entschlossen zeigten, das Leben zu genießen und fragte endlich, wer die glückliche Braut sei.“

„Und dies war die erste Andeutung, die Sie erhielten, daß Ihrer Familie ein Zuwachs bevorstehe?“

„Die allererste.“

„Und wurden Sie nicht ohnmächtig, nicht krank?“

„O nein, ich dachte selbst in diesem Augenblicke mehr an das entsetzliche Schicksal, welches meinen Kindern beschieden

war, als an das Ungemach, welches unter den obwaltenden Umständen für mich zu fürchten ſtand.

„Mr. Melton ließ ſich hierauf herab, uns mitzutheilen, daß er, da er nun im Begriff ſtehe, der Ausgaben für ſeine Töchter überhoben zu werden, glaubte, er könne noch recht gut eine zweite Frau ernähren, beſonders da dieſelbe eine hübſche runde Summe Geld beſäße, die nach Verlauf eines Monats ihm zur Verfügung geſtellt werden ſollte.“

„Wirklich, Ihr ſeid ein Glückskind,“ ſagte Weldy. „Ich muß Euch jetzt Eure Mädchen bezahlen, während Ihr zugleich ein Weib einhandelt, welches Geld hat. Das iſt der Vortheil, wenn man eine Frau heirathet, die keine Verwandten hat.“

„Und ſo fuhren ſie fort, ſich noch lange zu unterhalten,“ erzählte Mrs. Melton weiter, „und ich erfuhr, daß an demſelben Tage, wo meine Töchter unſer Haus verlaſſen ſollen, Mr. Melton ſeine zweite Gattin heimzuführen gedenkt. Ich weiß aber im Voraus, daß ich dieſe Eindringling nie anders als mit Haß und Verachtung werde betrachten können.“

„Ich wundere mich, daß Mr. Melton ſich zu dieſer zweiten Heirath entſchloſſen hat. Ich hatte nicht geglaubt, daß er auch nur an ſo etwas dächte.“

„Meine liebe Mrs. Ward, es giebt in ganz Utah nicht einen einzigen Mann, der nicht ernſthaft über die Räthlichkeit eines ſolchen Verfahrens nachgedacht hätte. Natürlich müſſen die Männer daran denken, wenn dieſer Gegenſtand einmal zum Thema aller Predigten und Unterhaltungen gemacht wird. Die Männer fragen fortwährend einander, was ſie davon denken, wie es ihnen gefällt und dergleichen mehr. Wenn Mr. Melton einmal glaubt, daß eine zweite Frau ſein Lebensglück erhöhen werde, ſo bin ich es vollkommen zufrieden, daß

er dieſen Verſuch mache, aber meine armen Mädchen" — und die Mutter fing wieder an zu weinen.

„Es iſt möglich, Mrs. Melton," ſagte ich, „daß Ihre Töchter viel glücklicher werden, als Sie jetzt vermuthen, obſchon es mich durchaus nicht Wunder nimmt, wenn Sie eben ſo wie jeder andere redlich denkende Menſch ein ſolches verbrecheriſches Verhältniß mit Abſcheu betrachten. Weldy ſcheint mir weniger herzlos zu ſein, als Mr. Melton, und ich glaube, dieſe Mädchen könnten weit mehr Herrſchaft über ihn ausführen, als über ihren Vater. Sie ſind jung und ſchön und —"

„Aber die Sünde, Mrs. Ward — die Sündhaftigkeit in einem ſolchen Verhältniſſe zu leben — das iſt das Furchtbare in meinen Augen, denn was man auch zum Gegentheile ſagen mag, es iſt eine Sünde und muß eine Sünde ſein. Ich wünſche, daß meine Töchter ihr reines Herz bewahren; ich habe ſie zur Tugend erzogen und ſie nun einem ſolchen Schickſale anheimfallen zu ſehen, dies macht mich faſt wahnſinnig. Zuweilen habe ich mich ſchon verſucht gefühlt, die Rolle jener römiſchen Matrone zu ſpielen, und dann wieder bin ich nahe daran geweſen, die Gerechtigkeit des Himmels anzuklagen, welche auf dieſe Weiſe der einen Hälfte der Menſchheit geſtattet, das Glück und die Rechte der andern mit Füßen zu treten."

„Der Himmel wird, glaube ich, aber doch bei allem dieſem ſeine weiſen Abſichten haben."

Mrs. Melton ſchüttelte zweifelnd den Kopf und erhob ſich bald nachher, um Abſchied zu nehmen.

Vierzigſtes Kapitel.

Eine Berathung.

Den Erwartungen faſt des ganzen Dorfes zuwider kamen die Leute, welche Harmer auf ſeinen Nachforſchungen nach Emily begleitet, wieder zurück, ohne irgend einen Aufſchluß über ſie erlangt zu haben. In dem ganzen Thale hatte man nichts wahrgenommen, woraus ſich hätte ſchließen laſſen, daß ſie jemals dort geweſen. Es fanden ſich keine Spuren in dem weichen Boden am Rande des Baches, eben ſo wenig abgepflückte Blumen oder Fetzen von Kleidern. Alle waren der Meinung, daß, wenn ſie dieſen Weg paſſirt hätte, ganz gewiß irgend eine Spur von ihr zurückgeblieben wäre. Aus dieſem Grunde beſchloß man, die Nachforſchungen nach ihr nach einer andern Richtung hin fortzuſetzen.

Mrs. Beardsley erklärte, ſie habe gleich von vorn herein gewußt, daß man ſie nicht finden werde. Wilde Thiere oder Indianer oder etwas anderes habe ſie wahrſcheinlich ſchon längſt vernichtet.

„Das kann man nicht wiſſen," ſagte Mrs. Stillman sen., welche ſeit dem Tode ihres Gatten ihren Wohnſitz bei ihrer Tochter Louiſe genommen hatte.

„Wenn es Fanny Simpkins wäre — denn Stillman nenne ich ſie nimmermehr —" ſagte Louiſe, „ſo würde ich mir

wirklich gar nichts daraus machen, daß aber Emily, diesem so schönen, liebenswürdigen und unschuldigen Wesen etwas so Furchtbares zugestoßen sein soll, dies läßt mich fast an der Güte der Vorsehung zweifeln."

„Irgend wo muß sie sein," sagte Mrs. Stillman senior; „wenn diese Leute sie nicht gefunden haben, so ist dies noch kein Beweis, daß sie sich nicht verirrt hat, und selbst wenn Harmer sie nicht unter den Indianern entdeckt, welche heute hier waren, so ist das für mich noch kein Beweis, daß sie nicht von einem derselben geraubt worden ist."

Und nachdem sie diese unumstößlichen Ansichten ausgesprochen, war es ihr unverkennbar zu Muthe, als ob sie sich einer wichtigen Pflicht entledigt hätte.

Mr. Stillman hatte eine Gesellschaft von zwanzig Mann zusammengebracht, mit welchen er die Schluchten und Hohlwege um den Fuß des großen Salzsees herum zu durchforschen gedachte, weil er glaubte, daß sie vielleicht diese Richtung eingeschlagen und sich in derselben verirrt habe.

Die Vorbereitungen waren alle getroffen und die Gesellschaft beisammen, als ein Bote von Brigham eintraf, der ihnen verbot, auszuziehen, und vielmehr den Befehl überbrachte, daß Jeder an seine Arbeit gehen solle. Mrs. Bradish war eben beschäftigt, das Unternehmen zu ermuthigen und die Leute aufzufordern, die Nachforschung nicht eher aufzugeben, als bis sie sie gefunden hätten. Diese plötzliche Hemmung eines Verfahrens, welches sie als gerecht und nothwendig betrachtete, erfüllte sie daher mit der tiefsten Entrüstung und trotz ihrer Anhänglichkeit an das Oberhaupt der Kirche nahm sie keinen Anstand, ihr Mißfallen an den Tag zu legen. Die Männer waren eben so unzufrieden, standen aber mürrisch und schweigend da, während Mrs. Bradish auf den Boten zuging und

die Gründe dieſes ſo außerordentlichen Befehls zu wiſſen verlangte.

„Er hat weiter keinen Grund angegeben, Madame," ſagte der Bote, „ſondern meinte blos, Euer Vorhaben wäre ein vergebliches, und er ſtehe dafür, daß Emily vollkommen geborgen ſei. Die Leute ſollten daher lieber an die Arbeit gehen, anſtatt in den Wäldern umherzulaufen."

„Aber woher weiß er, daß ſie geborgen iſt?"

„Er hat eine Offenbarung gehabt."

Mrs. Bradiſh ſchüttelte den Kopf und ſah aus, als ob ſie es bezweifelte.

„Was meint Ihr," fragte einer der Männer, indem er ſich zu Mr. Stillman wendete, „ſollen wir gehen oder nicht?"

„Ich würde gehen," ſagte Mrs. Bradiſh entſchieden; „Niemand kann größern Reſpect vor Brigham haben, als ich, das heißt in ſeiner ihm zuſtehenden Sphäre als unſer geiſtiges Oberhaupt. Wenn er dagegen in unſere perſönlichen Rechte eingreift, wenn er uns in der Ausübung der individuellen Freiheit zu beſchränken ſucht, dann bin ich der Meinung, daß Widerſtand eine nothwendige Tugend iſt."

Mr. Stillman ſagte, obſchon er vor der Dame, die ſo eben geſprochen, die höchſte Achtung hege, ſo ſei er doch gezwungen, von ihrer Meinung abzuweichen. Ihr geiſtiges Oberhaupt ſei zugleich ihr weltlicher Herrſcher und wolle man ihm in einer Hinſicht ungehorſam ſein, ſo würde man dadurch Mangel an Vertrauen auf ſein Urtheil und ſeinen Scharfſinn verrathen.

„Ich gebe es auf," ſagte Mrs. Bradiſh; „wer weiß? wahrſcheinlich weiß er von Emily mehr, als wir gedacht haben. Es kommt mir ſonderbar vor, daß er gegen ihr Schickſal ſo vollſtändig gleichgültig iſt."

Digitized by Google

„Es iſt vielleicht am beſten, zu warten, bis Harmer wiederkommt," meinte Mr. Ward; „vielleicht bringt er einigen Aufſchluß über ſie, obſchon ich es kaum erwarte."

„Aber er kann vielleicht noch zwei oder drei Tage ausbleiben," ſagte einer der Umſtehenden, „und noch zwei oder drei Tage Entblößung und Hunger kann Emily das Leben koſten, wenn ſie nicht ſchon todt iſt."

„Ich beantrage, daß wir gehen," ſagte ein Anderer.

„Ich auch," rief ein Dritter; „Brigham geht das nichts an."

„Das ſollte ich auch meinen, wir arbeiten ja nicht für ihn."

„Ja wohl, geht, geht!" rief Mrs. Bradiſh und machte zugleich eine Gebehrde nach Brigham's Fenſtern, als ob ſie ihm ein Schnippchen ſchlüge.

Bot ſie ihm wirklich Trotz? Leugnen läßt ſich allerdings nicht, daß ihre Entſchloſſenheit und ihr Unabhängigkeitsſinn bedeutend entwickelt waren.

„Wenn Ihr zögert," fuhr ſie fort, „ſo bringe ich eine Schaar Frauen zuſammen und gehe ſelbſt."

„Eine Schaar Frauen! Du lieber Himmel, da käme gewiß keine wieder," ſagte einer der Männer.

Brigham, der von ſeinen Fenſtern aus das Zögern der Geſellſchaft ſehen konnte, kam langſam herbei, näherte ſich der Gruppe und redete ſie in begütigenden Ausdrücken ungefähr folgendermaßen an:

„Ich kann Euch die gewiſſe Verſicherung geben, daß Eure junge Schweſter ſich wohl befindet, daß ſie ſich freiwillig von uns entfernt hat, und zwar aus Gründen, die für mich vollkommen genügend ſind, eben ſo wie ſie es für Euch ſein ſollten."

„Aber wo iſt ſie?" „Worin beſtehen dieſe Gründe?"

„Woher ſollen wir es wiſſen?“ ward von allen Seiten begierig gefragt.

„Wo ſie iſt und aus welchen Gründen ſie ſich entfernt hat, dies ſind Geheimniſſe, deren Offenbarung mir nicht geſtattet iſt, und ich verſtehe durch den Geiſt, der in mir wohnt, verborgene und geheime Dinge zu leſen.“

„Wenn dies der einzige Weg iſt, auf welchem Ihr etwas erfahren habt,“ ſagte Einer, obſchon in leiſem Tone, „ſo möchte ich nicht viel für Euer Wiſſen geben.“

Brigham hatte in der letzten Zeit viel von der blendenden Gewalt ſeiner Macht und ſeines Einfluſſes verloren. Seine Offenbarungen waren zu häufig und zu abgeſchmackt geworden, als daß ſie hätten viel Aufmerkſamkeit erregen oder Vertrauen erwecken können. Seine Lügen, ſeine Sinnlichkeit und Heuchelei hatten auf viele von den beſten Mitgliedern der Kirche einen übeln Eindruck gemacht. Viele wünſchten ihn abgeſetzt zu ſehen und Manche gingen ſogar ſo weit, daß ſie davon ſprachen, aber noch waren keine Maßregeln getroffen, um dieſes Vorhaben ins Werk zu ſetzen. Allerdings beſaß er auch viele Freunde, namentlich an denen, welche Ehre oder Nutzen von ihm hatten, oder die durch Heirath mit ihm verwandt waren.

Es darf jedoch hierbei nicht unbemerkt bleiben, daß ein großer Theil der Machinationen gegen ihn durch Lawrence's Groll und Neid genährt wurden. Dieſer Mann, deſſen Charakter ein Gemiſch von gemeiner Falſchheit und egoiſtiſcher Hinterliſt zu ſein ſchien, benutzte jede Gelegenheit, um ſich über die Fehler und Gebrechen ſeines glücklichen Nebenbuhlers auszulaſſen, hob ſeine Schwächen hervor und machte ſeine Vorträge ſowohl als ſeine Art und Weiſe zu predigen geradezu lächerlich. Wenn Brigham öffentlich erſchien, ſo war Law-

rence ſicherlich auch in der Nähe und ſuchte etwas darin, die Sprache und Meinungen ſeines Gegners auf das Unbarmherzigſte zu kritiſiren.

Bei der gegenwärtigen Gelegenheit ſtand er mit Irenen am Arm ebenfalls mitten unter den Verſammelten. Er hatte, wie es ſchien, mit Irenen einen Spaziergang gemacht und da er den Auflauf geſehen, ſich genähert, um zu ſehen, was vorginge. Sie erhielten die Mittheilung, welche ſie begehrten, von einem der Umſtehenden und Lawrence begann hierauf ſeine Bemerkungen.

„Und er verbietet Euch, ſie zu ſuchen?“

„Ja, ich glaube, er ſagt, ſie ſei ſicher und geborgen.“

„Wenn er das weiß, ſo muß er auch wiſſen, wo ſie iſt.“

„Wahrſcheinlich weiß er es,“ ſetzte Irene hinzu, „möglich, daß er ſie irgendwo in ſeinem Hauſe verſteckt hat.“

„Glauben Sie?“

„Allerdings glaube ich es, denn wenn dies nicht der Fall wäre, warum wäre er dann ſo gleichgültig und unbefangen?“

„Ich erbiete mich, in Begleitung mehrerer Andern ſein Haus zu durchſuchen und zu ſehen, wer darin verſteckt iſt,“ rief Lawrence.

„Nein, nein,“ riefen mehrere Stimmen.

Allerdings hatte man alles Vertrauen auf Brigham verloren, Lawrence aber war faſt eben ſo unbeliebt.

„Ich zweifle nicht im mindeſten,“ ſagte Irene, „daß dieſe junge Dame, deren Abweſenheit Euch allen ſo unerklärlich erſcheint, in der Wohnung dieſes Heuchlers gefangen gehalten wird, und ich habe gute Gründe für das, was ich ſage.“

„Was ſind dies für Gründe? Was ſind dies für Gründe?“ fragten die Zuhörer.

„Ich habe jetzt keine Zeit, die Sache ausführlich zu erzäh-

len, wenn Ihr aber Emily zu finden wünſcht, ſo folgt meinem Gatten und durchſucht dieſes Haus.“

Während dieſer Scene ſtand Brigham da und der Ausdruck ſeines Geſichts verrieth erſt Ueberraſchung, dann Furcht und dann Zorn. Zwei oder Drei ſchienen Luſt zu haben, Irenens Antrag, ſein Haus zu durchſuchen, zu unterſtützen, obſchon die Einflußreichſten der Verübung einer ſolchen Gewaltthat offenbar abgeneigt waren. Er war ein geſchickter Phyſiognomiker und der Ausdruck der ihn umgebenden Geſichter entging ihm durchaus nicht. Er beſchloß daher, die von Irene ausgeſprochenen Beſchuldigungen als das Raſen einer Wahnſinnigen zu betrachten, und wendete ſich zu einem ſeiner Freunde und vertrauten Rathgeber, den er erſuchte, dieſes plötzlich wahnſinnig gewordene Weib in ſeine Obhut zu nehmen. Dieſe Aufforderung, die in einem Tone geſchah, der laut genug war, um die Aufmerkſamkeit aller Verſammelten auf ſich zu ziehen, bewog Alle, ſich umzuſehen, und mehrere Frauen kreiſchten bei dem bloßen Gedanken, daß ſie ſich in der Nähe einer Wahnſinnigen befänden.

„Wer iſt es?“ rief Irene; „wen meint er?“

„Euch ſelbſt,“ rief Hyde, der vertraute Freund Brigham's, „kommt mit mir.“

„Mit Euch? Ich bin nicht wahnſinnig.“

„Aber Ihr ſprecht wie eine Wahnſinnige — man muß Euch in Gewahrſam bringen,“ entgegnete er.

Irene, die wenig Muth oder Entſchloſſenheit beſaß, war außer ſich vor Erſtaunen und Beſtürzung. Alles, was ſie jemals von engen Zellen, Zwangsjacken, Ketten und anderem Irrenhausapparat gehört, durchzuckte ihre Erinnerung, während ſie ſich kreiſchend an Lawrence anklammerte und ihn bat, ſie zu retten.

„Niemand, der recht bei Sinnen iſt, würde jemals einem ſo unwahrſcheinlichen und unerklärlichen Verdacht Raum geben. Es iſt mir ſchon vor einiger Zeit offenbart worden, daß ſie wahnſinnig ſei, obſchon ich erſt heute den Beweis davon erhalten habe," ſagte Brigham ſo kaltblütig und ruhig, als ob nicht das Mindeſte geſchehen wäre.

„Führe mich nach Hauſe," ſagte Irene, ſich an Lawrence anklammernd. „Führe mich nach Hauſe."

„Ja, führt ſie nach Hauſe," ſagte Brigham in gebieteriſchem Tone, „und verwahrt ſie dort. Man merke ſich aber, daß ich ihre Beleidigungen weder überſehen, noch vergeſſen werde, und wenn ſie ſich mir wieder in den Weg ſtellt und mich noch ein einziges Mal mit ſolchen Worten zu verleumden ſucht, ſo ſoll Ihr etwas widerfahren, worüber ſie ſich verwundern wird."

Irene eilte zitternd davon.

Mrs. Bradiſh konnte, ſo innigen Antheil ſie auch an Emily nahm, ſich doch über dieſen eigenthümlichen Vorfall eines herzlichen Gelächters nicht enthalten.

„Was meinen Sie zu Irenens Verdacht?" ſagte ich zu ihr an demſelben Abend, als wir wieder von Emily ſprachen.

„Was meinen Sie?" fragte ſie dagegen.

„Nun, ſcheint es Ihnen nicht, als ob Irenens Muthmaßung möglicherweiſe richtig ſein könnte?"

Sie nickte bejahend.

„Mir ſcheint es ſo und Alles trägt dazu bei, den Verdacht zu beſtärken," ſagte ich.

„Ich würde mich durchaus nicht wundern, wenn Emily in ſeinem Hauſe gefangen gehalten würde," ſagte Mrs. Bradiſh.

„Ich auch nicht," entgegnete ich.

„Ich habe erſt vor Kurzem daran gedacht," ſagte Mrs.

Bradiſh, aber ſeine Kaltblütigkeit und Gleichgültigkeit berechtigen zu dieſem Verdacht.“

„Eben ſo wie ſeine Einwendungen gegen ihre Aufſuchung, ſo wie die fortwährend wiederholten Verſicherungen, daß ſie wohl und geborgen ſei.“

„Ich habe große Luſt, die Sache ſelbſt zu unternehmen,“ ſagte Mrs. Bradiſh. „Wenn er Emily irgendwo verſteckt hält, ſo wollte ich ſie bald wieder an's Tageslicht bringen.“

„Wie ſo?“

„Er hat viele Weiber und einige von dieſen müſſen etwas von ihr wiſſen. Durch eine geſchickt eingeleitete Intrigue könnte man, glaube ich, das ganze Geheimniß enthüllen.“

„Das iſt ſehr wahrſcheinlich.“

„Ich glaube ſogar, es läßt ſich nicht bezweifeln,“ entgegnete ſie. „Morgen gedenke ich die Operation zu beginnen.“

Ich konnte nicht umhin, ſie überraſcht anzuſehen. Sie war ſtets eine Vertheidigerin der Polygamie geweſen und hatte auch nie die geringſte Sympathie oder Theilnahme für die Opfer dieſer Unſitte zu erkennen gegeben. Vielleicht las ſie meine Gedanken in meinen Mienen oder fühlte ſelbſt dieſen Widerſpruch in ihrem Weſen.

„Emily,“ ſagte ſie, dicht an mich heranrückend, „iſt ſtets meine geliebte und werthgeſchätzte Freundin geweſen und Anna Bradiſh ſetzt ihren Stolz darein, daß ſie niemals vergißt, denen Gutes zu thun, von welchen ſie Gutes erfahren hat.“

„Das iſt alſo die Regel, nach welcher Sie verfahren?“

„Die Regel, nach der ich verfahre, iſt, ſtets die Menſchen gerade ſo zu behandeln, wie ſie mich behandeln. Wenn ſie mich gut behandeln, ſo werde ich ihnen womöglich ſtets noch beſſer begegnen, wenn ſie mich aber beſchimpfen oder beleidi-

gen, ſo verſpreche ich nicht, welche Begegnung ſie dagegen von mir erfahren.“

„Dann verfahren Sie alſo nicht nach der goldenen Regel?“

„Die ſilberne iſt für mich ſchon gut genug,“ antwortete ſie lachend.

„Und worin beſteht dieſe?“

„Nun, habe ich es Ihnen nicht ſchon geſagt? Man muß die Leute ſo behandeln, wie man von ihnen behandelt wird.“

„Iſt Brigham Ihnen übel begegnet?“ fragte ich.

„Seine Begegnung iſt nicht die freundlichſte geweſen.“

„Aber ich glaubte, Sie wären die beſten Freunde.“

„Das waren wir auch eine Zeit lang, ſind es aber jetzt nicht mehr.“

„Das iſt aber ſeltſam.“

„Sie wiſſen, Mrs. Ward,“ bemerkte ſie, nachdem ſie einen Augenblick lang nachgedacht, „daß der Mormonismus fortwährend in neue Phaſen tritt. Unter der Herrſchaft Smiths hatten wir Träume, Prophezeihungen und Wunder. Geiſtige Frauen waren gleichfalls an der Tagesordnung. Seitdem ſind die charakteriſtiſchen Kennzeichen unſerer Religion Polygamie und Offenbarungen. Nun iſt mir ſchon längſt eingefallen, daß die abſolute geiſtliche und weltliche Macht, welche der Anführer und das Oberhaupt unſerer Kirche ausübt, recht wohl von einer bejahrten und erfahrenen Frau getheilt werden könne, deren Mäßigung und Urtheil kaum verfehlen würde, eine glückliche Wirkung auf die Rathſchläge ihres Genoſſen zu äußern. Smith war dieſem Plane günſtig. Er ſchlug ihn mir ſogar als ich zögerte, als Verlockung vor, mich mit ſeiner Kirche zu vereinigen. Denn, ſagte er mit ſchlichten Worten, die Schweſter, welche die größten Opfer bringt, welche das

meiſte Eigenthum der Sache des Glaubens widmet und die eifrigſte Anhänglichkeit an den Tag legt, würde natürlich auf dieſen Poſten erhöht werden. Ich bin von Natur ehrgeizig, und lieh daher ſeinen ſchmeichelhaften Eröffnungen ein williges Ohr, verließ meine Freunde, entſagte meinen Grundſätzen und machte mich in mehr als einem Falle zum Mitſchuldigen ſeiner Laſter, blos um künftig einmal ſeine Autorität zu theilen. Sein Tod ſchloß die Möglichkeit eines ſolchen Triumphes aus und obſchon die Umſtände mich des Vorrechts beraubten, bei der Wahl ſeines Nachfolgers mit thätig zu ſein, ſo zweifelte ich doch nicht, daß meine Anſprüche anerkannt und der ausgeſprochene Vorſatz des verſtorbenen Heiligen gebührend reſpectirt werden würde. Ueberdies wiſſen Sie auch, daß Brigham ſelbſt ſeine Verbindlichkeiten gegen mich anerkannte und mir demzufolge ſeine Hand antrug."

„Die Sie auch angenommen haben würden, wenn Sie gewünſcht hätten, ſeine Autorität zu theilen."

„Da irren Sie ſich abermals. Nach dem Geſetzbuche der Mormonen kann ein Weib keine Autorität haben, weil ihre Exiſtenz in der ihres Gatten ſich auflöſt. Mir beliebte es aber nicht, meine Perſönlichkeit einem ſo ausgezeichneten Manne, wie unſer Prophet iſt, zu opfern. Wohl aber unterrichtete ich ihn vor einigen Tagen von meinen Erwartungen und die älteſten Häupter der Kirche waren meinem Plane ſehr günſtig."

„Und was ſagte er?"

„Er begann eine lange Tirade über die Untauglichkeit der Frauen zur Autorität und rieth mir, der Beſtimmung der Natur treu zu bleiben, nämlich einen Mann zu nehmen und Kinder zu gebären. Kann man ſich wohl etwas Beleidigenderes denken?"

„Für manche Frauen wäre es ein guter Rath geweſen."

„Aber ich bin nicht wie andere Frauen. Er weiß das, Sie wiſſen es und Jedermann weiß es. Mich hätte er nicht in Angſt ſetzen können, wie er geſtern Irenen, die alberne Thörin, ſchreckte," und ſie lachte bei der Erinnerung an Irenens Schrecken. „Im Grunde genommen iſt er ein ſchlauer alter Fuchs," hob ſie wieder an, „aber zu überliſten iſt er auch noch."

Einundvierzigſtes Kapitel.

Differenzen.

Da Harmer's Abweſenheit länger dauerte, als man erwartet hatte, ſo begannen Viele von uns Beſorgniſſe um ihn zu hegen. Brigham nahm jedoch die Sache ſehr gleichgültig und bemerkte blos, daß die, welche ſich blos auf ihre eigne Klugheit verließen, den Segen Gottes ſchwerlich erwarten könnten. Harmer hatte nämlich eben ſo wenig als einer von ſeinen Begleitern den Propheten zu Rathe gezogen und dies war in den Augen dieſes Mannes ein Verbrechen. Da ein Tag nach dem andern verging und die Vermißten nicht wiederkamen, ſo ward vorgeſchlagen, ihnen eine Expedition nachzuſenden. Dies kam unſerm Propheten zu Ohren und er unterſagte die Expedition zum nicht geringen Verdruß der Männer.

„Sie ſind ohne uns ausgezogen und trotzten auf ihre eigene Stärke," lautete ſeine charakteriſtiſche Antwort, „mögen ſie nun auch auf dieſelbe Weiſe zurückkehren."

Mrs. Bradiſh bemühete ſich mittlerweile, ſich bei Brighams Frauen einzuſchmeicheln. Dies war ein ſchwieriges Un-

ternehmen. Die Zahl dieſer Frauen hatte ſich von drei bis auf zwanzig vermehrt. Sie gehörten verſchiedenen Alters- und Bildungsſtufen an und Mrs. Bradiſh bedurfte ihres ganzen Taktes, beſonders da ſie nicht zu ermitteln vermochte, welche von dieſen Frauen die Günſtlingin und Vertraute des Oberhauptes war.

„Alle meine Hoffnungen ſind darauf gerichtet, daß ich eine wichtige Stellung in der Kirche einnehme," ſagte ſie eines Tages zu mir. „Dafür lebe und handle ich. Brigham iſt mir verächtlich begegnet und hat mich beleidigt, aber er ſoll meine Macht fühlen, wenn er ſie am wenigſten erwartet. Er verliert immer mehr Freunde. Ich wünſche dieſelben zu gewinnen. Dieſen Zweck habe ich ſchon in gewiſſem Grade erreicht. Wenn es mir gelingt, Emily ausfindig zu machen und in Freiheit zu ſetzen, ſo wird Harmer mir vielen Dank ſchuldig ſein — Glauben Sie das nicht?"

„Allerdings glaube ich das, aber an Harmer's fortwährende Abweſenheit knüpft ſich jedenfalls ein Geheimniß. Nachdem Emily gefunden iſt, wird man Harmer aufſuchen müſſen."

„Viele der Gemeindeälteſten ſind meinem Plane günſtig," hob Mrs. Bradiſh wieder an. „Sie ſagen ſelbſt, es müſſe auf jeden Fall eine Frau ſich mit an der Regierung betheiligen. Lawrence iſt dieſer Idee ſehr günſtig geſtimmt."

„Aber dieſer würde Irenen zu dieſer Stellung erheben wollen."

„Nein, Irene iſt jetzt ſein Weib und könnte deshalb nicht ſeine Genoſſin in dieſer Eigenſchaft ſein."

„Weiß ſie das?"

„Ich glaube nicht, daß ſie jemals daran gedacht hat," ſagte Mrs. Bradiſh, „aber ich habe daran gedacht. Sie wiſſen," fuhr ſie fort, „oder Sie mögen es nun wiſſen oder nicht,

ſo iſt es nichtsweniger Thatſache, daß die Anführer der Mormonen hier eine befeſtigte Stadt zu bauen beabſichtigten, welche der Mittelpunkt eines Königreichs ſein ſoll, über welchem die Aelteſten mit Autorität herrſchen werden. Der erſte derſelben ſoll ſouverainer Pontifex ſein und die Functionen eines Königs und Prieſters ſollen von einer Perſon, oder nach meiner Berechnung von zweien, einem Mann und einer Frau, ausgeübt werden, welche die königliche Würde zwiſchen ſich theilen."

„Aber haben Sie wirklich Hoffnung, dieſen abenteuerlichen Plan durchzuſetzen?"

„Wir haben die poſitive Gewißheit des Gelingens, das heißt, wenn wir die nothwendige Einigkeit herbeiführen können."

„Das wird eben die Schwierigkeit ſein. Die Hälfte der Männer in Utah wird nach der Stellung eines Anführers trachten, während ſehr wenige geneigt ſein werden, zu dienen und zu gehorchen, und demzufolge werden ihre Kräfte ſich zerſplittern. Jeder Candidat wird an der Spitze einer Partei ſtehen und dieſe Parteien werden ſich auf Tod und Leben bekämpfen. Es iſt eine Thorheit von den Gründern des Mormonismus, eine Trennung von der Regierung der Vereinigten Staaten zu beabſichtigen. Die Sache iſt moraliſch unmöglich. Dieſe Regierung beanſprucht, wie Sie recht wohl wiſſen, das ganze Gebiet als Staatseigenthum und übt das Oberaufſichtsrecht über die Stämme der Indianer."

„Dieſes Recht der Oberaufſicht aber haben die Indianer niemals anerkannt," ſagte ſie mich unterbrechend.

„Es macht wenig Unterſchied, ob ſie es anerkennen oder nicht, da ſie ja nicht die Mittel zu erfolgreichem Widerſtande haben," antwortete ich.

„Dieſe Mittel werden ihnen geliefert werden," ſagte ſie. „Ich wiederhole nochmals, wir brauchen zu unſerm Erfolge weiter nichts als Einigkeit unter uns ſelbſt."

Und dieſe iſt eben am allerſchwierigſten herbeizuführen," antwortete ich.

„Und übrigens hat die Regierung zu Waſhington Utah als ein Gebiet der Union anerkannt und betrachtet es als unter den für die übrigen Gebiete gültigen Geſetzen ſtehend."

„Woraus hervorgeht, daß die Regierung von Waſhington von uns und unſern Abſichten nicht viel weiß."

„Oder daß ſie wenig Rückſicht darauf nimmt."

Ein Ausdruck faſt des Zornes flog über ihr Geſicht und ſie ſagte:

„Wir ſind unſer zu Viele, als daß man uns verachten könnte."

„Allerdings, und dennoch iſt im Vergleich mit der ganzen Union die Kraft von Utah ſo gut wie gar nichts. Höchſtens könnten Sie Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten anſtiften. Sie könnten vielleicht einige Auswanderergeſellſchaften abſchneiden und die Grenzen beunruhigen; aber was könnten Sie weiter thun?"

„Das kommt auf die Umſtände an."

„Nicht ganz. Stärke iſt der Schwäche unter allen Umſtänden überlegen."

„Sie ſind nicht hinreichend von unſern Umſtänden unterrichtet, um einen richtigen Begriff von unſerer Stärke zu haben," entgegnete ſie. „Indeſſen wir werden uns in dieſem Punkte ſchwerlich einigen und es wird daher am beſten ſein, wenn wir dieſes Thema fallen laſſen."

Bald darauf verließ mich Mrs. Bradiſh, um auf ſpezielle Einladung einer Verſammlung der Häupter der Kirche beizu-

wohnen. Ich hatte die Anführer der Mormonen ſchon längſt im Verdacht der Untreue gegen die Bundesregierung gehabt. Ich wußte wohl, daß der ganze Glaube und das Geſetzbuch der Mormonen mit dem Geiſte des Republikanismus in Widerſpruch ſtand, daß ihr Lieblingsſteckenpferd eine Theokratie und ihre bewundertſten Charaktere die des Königs und des Prieſters waren. In wie weit dies ſie zu offenen Thaten der Feindſeligkeit gegen die Regierung führen würde, mußte die Folge lehren.

Mr. Ward hatte der Verſammlung beigewohnt. Er war auf ungewöhnlich guter Laune und meiner Gewohnheit ganz entgegen fragte ich, was Gegenſtand der Verhandlung geweſen ſei.

Er lächelte und antwortete, ich würde bald das Ergebniß dieſer Berathung ſehen, denn man habe den Beſchluß gefaßt, eine Pulver- und Waffenfabrik zu bauen.

„Und wer ſoll denn der Eigenthümer dieſer Fabriken ſein?“

„Die Kirche.“

„Und wo ſollen die Arbeiter herkommen?“

„Dieſe werden nächſten Monat erwartet. Unſer Glaube wirkt überall Wunder,“ fuhr er fort, „und aus den neueſten Berichten erſehe ich, daß nur wenige von den Gläubigen auswandern. Es wird nicht lange dauern, ſo haben wir in allen größeren Städten Mormonenkirchen. Dies halte ich für ſehr wünſchenswerth.“

„Warum dies?“

„Frauen darf man nicht alle Geheimniſſe anvertrauen,“ antwortete er lachend.

Da ich es nicht für angemeſſen hielt, ihn weiter auszufragen, ſo blieb das Geſpräch hierbei ſtehen.

Mr. Ward war in der Regel ſehr zurückhaltend. Viel-

leicht hielt er es für nothwendig, ſo zu ſein. Er wußte recht wohl, daß meine Anhänglichkeit an ihn das einzige Band war, welches mich an den Mormonismus feſſelte, und demzufolge konnte er mir nicht wohl die Privatangelegenheiten der Kirche anvertrauen. Dennoch aber konnte er mich nicht verhindern, zu ſehen und zu begreifen, daß hier Vieles geſchah, was keine civiliſirte Staatsgemeinde billigen konnte.

Die Mormonen waren nach Utah ausgewandert, um, wie ſie erklärten, der Aufſicht und dem Einfluſſe der Geſetze enthoben zu ſein, welche in den Vereinigten Staaten gültig ſind.

Sie wünſchten keinen Verkehr mit den Heiden oder denen zu haben, welche keine Tugend in der Vielweiberei, nichts Schönes in der Sclaverei der Frauen und keine politiſche Conſequenz in einer Regierung ſehen konnten, die von einer einzigen Perſon in der Eigenſchaft als König und Prieſter verwaltet ward. Demzufolge läßt ihr Aerger ſich beſſer denken als ſchildern, als plötzlich der Ueberlandweg nach Californien durch ihr Gebiet geführt ward und lange Züge von Auswanderern und Reiſenden durchkamen und lange bei ihnen verweilten. Natürlich betrachteten ſie dieſe Reiſenden als ungebetene Gäſte und da ſie allerdings ſo Manches hatten, was ſie zu verbergen wünſchten, ſo iſt es nicht zu verwundern, wenn jede Frage und die geringſte Spur von Neugier als ein Beweis von Spionage betrachtet ward. Da ſie aber wohl wußten, daß jede Kundgebung von Feindſeligkeiten jetzt noch verfrühet ſein und wahrſcheinlich zur Vereitelung ihrer Abſichten führen würde, ſo behandelten ſie dieſe Gäſte mit kalter aber würdevoller Gaſtfreundſchaft, obſchon es gewiß iſt, daß man Maßregeln verabredete, um die Fluth der Auswanderung in einen andern Kanal zu lenken.

Etwas, was ihnen ganz beſonders mißfiel, war die Auf-

ſtellung von Militairpoſten durch die Vereinigten Staaten und die gelegentliche Nähe der zur Armee gehörigen Truppen und Offiziere. Mr. Ward und Mrs. Bradiſh waren beide ſehr aufgebracht darüber und beide erklärten, es müſſe der Sache Einhalt geſchehen, obſchon ich ſelbſt damals noch ein ſolcher Neuling im Mormonenthum war, daß ich keine Ahnung von den Mitteln hatte, welche man dazu anzuwenden gedachte.

Unter den Mormonen befanden ſich zu jener Zeit ſehr viele würdige, achtbare Männer und Frauen, welche durch das Verlockende dieſer Religion veranlaßt worden waren, ſich dazu zu bekennen, ohne recht zu verſtehen, zu welchen Folgen dieſe Theorien endlich führten. Dies waren größtentheils ruhige, gutgeſinnte Bürger, die keinen Antheil an den Geſchäften der Kirche nahmen und nichts von den Abſichten ihrer Anführer wußten. Aber es gab auch Leute von ganz anderer Art unter unſerer Gemeinde. Einige davon waren bereitwillige Werkzeuge zur Ausführung jedes, wenn auch noch ſo verruchten Plans.

Dieſe waren Leute ohne alles Vermögen und größtentheils auch ohne Familien, alte Junggeſellen, deren Jugend in Verhältniſſen und Verbindungen verlebt worden war, welche ihnen das Heirathen unmöglich machten, oder Ausreißer und beſtrafte Verbrecher, die zum Mormonismus übergegangen waren, um nur wieder in menſchlicher Geſellſchaft leben zu können. Schaaren von dieſen Leuten, zehn bis fünfundzwanzig an der Zahl, pflegten auszuziehen, angeblich in der Abſicht, um zu jagen, obſchon ſie nur ſelten erlegtes Wild mit heimbrachten.

Lange Zeit hatte ich keinen Argwohn in dieſer Beziehung, endlich aber achtete ich doch darauf.

„Dieſe Leute haben auf der Jagd nicht viel Glück," ſagte

ich eines Tages zu Mrs. Bradiſh, als die Schaar, von einer Expedition zurückkehrend, an unſern Fenſtern vorüberzog.

„Glauben Sie nicht?“ entgegnete Mrs. Bradiſh mit bedeutſamem Lächeln.

„Ich ſehe ja kein erlegtes Wild.“

„Wahrſcheinlich haben ſie es liegen laſſen.“

„Ich verſtehe Sie nicht.“

„Wirklich nicht? Nun, es macht nichts aus und es iſt vielleicht eben ſo gut, wenn Sie mich nicht verſtehen.“

Mit dieſen Worten wendete ſie ſich ab.

„Mir ſcheint es, als wären dieſe Männer Räuber und Meuchelmörder. Ich glaube, ihr Handwerk iſt ein blutiges und ſie ſind in der That die vermeinten Indianer, über welche die Auswanderer ſich beklagt haben.“

Mrs. Bradiſh gab keine Antwort, ſondern ging langſam in der Stube auf und ab.

„Der Verdacht ſcheint zu entſetzlich, um nur einen Augenblick lang gehegt zu werden, und dennoch bin ich nicht im Stande, mich ſeiner zu entſchlagen,“ fuhr ich fort, indem ich ihr unverwandt ins Geſicht blickte.

Sie trat dicht an mich heran — ſo dicht, daß ihr Hauch meine Wange berührte.

„Traten Sie nicht geſtern eine Spinne todt?“ fragte ſie.

„Allerdings that ich das,“ ſagte ich überraſcht.

„Und warum thaten Sie dies?“

„Weil mir das Inſect in den Weg kam.“

„Aber Sie gehen gewiß nicht in die Wälder und Felder hinaus, um Spinnen aufzuſuchen und ſie zu vernichten. Sie befaſſen ſich nicht mit ihnen, wenn ſie nicht in Ihr Bereich kommen.“

„Allerdings nicht.“

„Aber wenn dieſe Thiere in Ihr Bereich kommen, ſo halten Sie es gewiß für erlaubt, ſie zu beſeitigen?“

„Allerdings.“

„Wohlan, das iſt gerade der Fall mit uns. Wir ſind ausdrücklich hierhergezogen, um allein zu ſein, aber dieſe Leute folgen uns nach, dringen uns ihre Gegenwart auf und ſuchen unſere Pläne zu erkunden, um ſie zu verrathen. Nun bin ich der Anſicht, daß wir vollkommen das Recht haben, uns frei zu machen, wenn wir können, und unſere Feinde verſchwinden zu laſſen, oder mit einem Worte ſie gerade ſo zu behandeln, wie Sie Schlangen, Spinnen und anderes giftiges Gewürm behandeln.“

„Aber zwiſchen Gewürm und Menſchen iſt doch wohl ein Unterſchied?“

„Gewürm und Menſchen ſind beide von einer und derſelben Hand geſchaffen. Es iſt der Wille Gottes, daß beide leben ſollen. Wenn Sie einem Inſect das Leben nehmen, ſo handeln Sie der Abſicht des Schöpfers eben ſo zuwider, als wenn Sie einem Menſchen das Leben nehmen.“

Ich wußte nichts mehr zu entgegnen, war aber nicht überzeugt.

Jetzt, wo mir die Augen allmälig aufgingen, nahm ich alltäglich viele Dinge wahr, welche mich überzeugten, daß im Mormonenthum weit mehr vorging, als ein richtiger Beobachter deuten oder richtig beurtheilen konnte. Die Fabriken zur Herſtellung von Schießpulver und Feuerwaffen waren im Baue begriffen, obſchon drei Viertel der Einwohner in Utah von der Beſtimmung dieſer Bauwerke nichts wußten. Die Auswanderer ahnten vollends gar nichts davon.

Eines Tages kam eine Geſellſchaft Auswanderer an, nachdem faſt unmittelbar vorher eine Abtheilung der Jäger zurück-

gekehrt war. Die Auswanderer waren überfallen und mißhandelt, mehrere ihrer Thiere getödtet und die Männer verwundet worden. Sie bivouakirten in der Nähe unſeres Hauſes und da Mr. Ward mir mitgetheilt hatte, daß ſie aus der Gegend des Staates New-York kämen, wo ich früher gewohnt hatte, ſo beſchloß ich, ihnen Abend einen Beſuch zu machen.

Dieſe Auswanderer waren, wie wohl zu beachten iſt, keine Mormonen, ſondern Reiſende auf dem Wege nach Oregon oder Californien. Ich traf unter ihnen eine ſehr freundliche und redſelige Dame, welche mir viele intereſſante Nachrichten über meine Freunde mittheilte und auf meinen Wunſch die Ereigniſſe erzählte, welche mit dem eben erwähnten Ueberfall zuſammenhingen. Als beſonders auffällig betrachtete ſie die Thatſache, daß die Indianer engliſch geſprochen hatten.

„In der Regel verſtehen dieſe Leute doch unſere Sprache nicht, nicht wahr nicht?“ fragte ſie auf ſo unſchuldige, harmloſe Weiſe, daß ich mich in meinem Innern der Gemeinſchaft mit ſolchen Ungeheuern ſchämte, für welche ich unſere Leute nun halten mußte. Indeſſen bekämpfte ich meine Gefühle und antwortete:

„In der Regel nicht.“

„Das dachte ich mir auch,“ entgegnete ſie. „Ueberdies klingen die Stimmen der Indianer ganz anders, als die weißer Menſchen, wogegen dieſe Leute gerade ſo mit einander ſprachen, wie wir es unter einander gewohnt ſind. War das nicht ſonderbar?“

„Wahrſcheinlich hatten ſie durch die Militairpoſten Engliſch gelernt,“ meinte Mr. Ward.

„Oder es waren verkleidete Weiße,“ entgegnete der Gatte der Dame.

Ich bemerkte, daß Mr. Ward ihn mit ſeinem durchdrin-

genden Blicke betrachtete. Wahrſcheinlich zufriedengeſtellt ſagte er:

„Das iſt ſehr unwahrſcheinlich; die Indianer aber werden ſo feindſelig, daß ich mich wundere, warum die Auswanderer fortwährend dieſe Straße verfolgen.“

„Weil ſie keine andere finden, wo die Berge und Flüſſe zu paſſiren wären,“ antwortete der Fremde; „man hat ſchon vielfach andere Straßen verſucht, aber ohne Erfolg.“

„Aber dennoch muß es noch einen Weg geben; nur wird es ſchwer ſein, ihn zu finden.“

Der Fremde lächelte ſchmerzlich.

„Die weißen Menſchen,“ ſagte er, „ziehen eine bekannte Straße vor und wollen lieber bekannte Gefahren beſtehen als unbekannte.“

„Was für liebenswürdige Leute!“ ſagte ich zu Mr. Ward. „Es iſt wirklich ſeltſam, daß die Indianer in der Zeit ſo feindſelig geworden ſind.“

„Ja, allerdings iſt es ſonderbar. Indeſſen, es hilft nichts, die Auswanderer müſſen eine neue Straße wählen und die amerikaniſchen Offiziere auch. Wir können kein Spionirſyſtem in unſerer Mitte dulden.“

„Sind denn amerikaniſche Offiziere hier geweſen?“

„Hier gerade nicht, aber ziemlich in der Nähe. Die Indianer haben ſie abgelauert und ermordet.“

„Aber wie kommt es, daß ſie niemals die Mormonen überfallen?“

„Die Brüder ſtehen unter dem Schutze des Himmels.“

Mit dieſer Antwort war natürlich die Frage entſchieden.

Zweiundvierzigſtes Kapitel.

Eine neue Gattin.

Wenn die Mannigfaltigkeit der Beſchäftigungen einer Gegend den Vorrang vor andern verliehe, ſo würde Utah ganz gewiß einen hohen Standpunkt eingenommen haben.

Die verſchiedenſten Anſichten und Meinungen wurden eifrigſt beſprochen. Eine Menge Pläne zur Vergrößerung der perſönlichen und kirchlichen Macht wurden ausgebrütet. Projecte in Bezug auf ein Bündniß mit den Indianern, um dadurch die Maßregeln der Regierung von Waſhington zu bekämpfen, bildeten ein Lieblingsthema.

Während aber dieſe Beſchäftigungen die Zeit und die Aufmerkſamkeit derer in Anſpruch nahmen, welche nach der kirchlichen Autorität trachteten, war eine andere Klaſſe mit gleichem Eifer mit Heirathsangelegenheiten beſchäftigt. Der nicht am wenigſten auffällige Umſtand bei dieſer Sache war, daß die Bräutigame größtentheils Männer von mittlern Jahren waren und ſchon mehre Frauen und eine Menge Kinder beſaßen.

Mr. Slocomb war ein wohlhabender Einwohner der Vereinigten Staaten und Beſitzer einer ſchönen, mit einem zahlreichen Viehſtande verſehenen Farm, Gatte einer fleißigen, klugen Hausfrau und Vater mehrerer Knaben in einem Alter von zwei bis zwölf Jahren geweſen. Mr. Slocomb war aber

ſeit mehreren Jahren von der Auswanderungsmanie ergriffen worden. Wie die meiſten Menſchen, denen es in der Welt wohl geht, war er unzufrieden, nicht mit dem, was er hatte, ſondern weil es einige Dinge gab, die er noch nicht hatte. Er träumte von einem großen Beſitzthum von fünfhundert oder tauſend Acker, welche zu gleichen Theilen auf ſeine Knaben vererbt werden könnten, denn es war ſein Ehrgeiz, jedem derſelben einmal ein größeres Gut hinterlaſſen zu können, als er jetzt beſaß.

Mrs. Slocomb widerſetzte ſich ſeinen Auswanderungsplänen ſehr lange. Sie hing an ihrer Heimath und an ihren Freunden, ſie ſetzte einen großen Werth auf Schule und Kirche und glaubte, man könne das Glück genießen, ohne ſo weit darnach zu gehen. Obſchon aber tugendhaft und rechtſchaffen und überhaupt in moraliſcher Beziehung ausgezeichnet, beſaß ſie doch eine Schwäche, nämlich eine ungemeine Leichtgläubigkeit in religiöſen Dingen. Wäre eine Chineſe oder ein Muſelmann in ihre Nähe gekommen und hätte ihr ſeine religiöſen Lehrſätze vorgepredigt, ſo wäre zehn gegen eins zu wetten geweſen, daß er an ihr eine eifrige Zuhörerin und endlich eine Gläubige gefunden haben würde, ſo weit nämlich dieſe neuen Lehrſätze ihren vorgefaßten Begriffen von Moral und Recht nicht widerſprochen hätten. Sie war eine eifrige Anhängerin der Lehren der zweiten Adventiſten geweſen, aber das Nichteintreffen ihrer Prophezeiungen erſchütterte ihren Glauben, bis endlich die Mormonen kamen. Dieſe hatten für ſie viel Anziehendes. Sie lud ſie in ihr Haus ein und hörte mit Verwunderung und Leichtgläubigkeit auf ihre hochtrabenden Schilderungen des gelobten Landes.

Mr. Slocomb ſchlug ſofortige Auswanderung vor, die Mormonen vereinigten ihre Bitten mit den ſeinen und ſie gab

dem Drängen eines enthuſiaſtiſchen Fanatismus nach. Aber ſelbſt in Utah und trotz des Eifers ihres Glaubens bewahrte ſie viele ihrer alten Gewohnheiten und ihre ſtrengen moraliſchen Grundſätze. Ueberdies gehörte ſie zu Denen, welche durch den Umgang mit Menſchen, die ihnen nicht zuſagen oder die ſie als laſterhaft betrachten, gleichſam angeſteckt zu werden fürchten. Von der Vielweiberei hatte ſie nie etwas gehört, bis ſie in dem Lande der Heiligen ankam, wo dann ihre Ueberraſchung und ihr Entſetzen unausſprechlich waren.

Sie begaben ſich direct in das Haus eines Bruders, deſſen inniger Glaube und Eifer ihm im Oſten einen ehrenvollen Ruf erworben hatten. Er empfing ſie ſehr freundlich, bat ſie, es ſich in ſeinem Hauſe bequem zu machen und ſtellte ihnen Mrs. Bee vor, eine ſtattliche, würdevolle Frau mit einem Kind auf dem Arm. Eben begrüßten ſie ſich noch gegenſeitig, als der gute Bruder ihre Aufmerkſamkeit auf einen viel jüngere Dame lenkte, die auch ein Kind hatte, und welche er ebenfalls Mrs. Bee nannte. Gleich darauf trat eine dritte ein, die noch jünger ausſah, ſich aber anſcheinend in intereſſanten Umſtänden befand und Mrs. Bee ward nochmals vorgeſtellt.

Mrs. Slocomb kam auf die Vermuthung, daß entweder der Bruder nicht recht bei Sinnen ſei oder daß ſie träume. Andere Damen kamen nach einander herein, bis nicht weniger als fünfzehn beiſammen waren, welche den erſtaunten Gäſten ſämmtlich als Mrs. Bee vorgeſtellt wurden.

Zu höflich um zu fragen, ſaß Mrs. Slocomb zweifelnd und verlegen da. Es war unmöglich, daß alle dieſe Frauen die Schweſtern oder Töchter waren, oder daß ſie Miſtreß für Miß verſtanden hätte. Eben ſo unmöglich war, daß er ſo viele Brüder haben ſollte, deren Frauen in ſeinem Hauſe wohnten.

Als die Stunde zur Mahlzeit herankam und die Menge Kinder ſich hereindrängte, ſtieg Mrs. Slocomb's Neugier immer höher. Sie bemerkte, daß die meiſten dieſer Kinder augenſcheinlich vernachläſſigt waren, Geſicht und Hände ſchienen niemals mit Waſſer in Berührung gekommen zu ſein und die Haare hingen ihnen zerzauſt um die Ohren. Viele der Knaben trugen, obſchon acht bis neun Jahr alt, noch Kappen, während die Mädchen mit allem bekleidet worden zu ſein ſchienen, was man eben zur Hand gehabt hatte. Obſchon ſie die verſchiedenen Frauen mit „Mutter" anredeten, ſo bemerkte ſie doch, daß ſie alle Mr. Bee „Vater" nannten, was vielleicht aber auch blos aus Höflichkeit geſchehen konnte. Es ſchien unter den Frauen wenig Herzlichkeit und Geſelligkeit zu herrſchen und es kam ihr vor, als ob die ganze Unterhaltung etwas Unnatürliches und Gezwungenes hätte.

Endlich fand ſie eine ihr zuſagende Löſung des Räthſels. Ohne Zweifel waren dies lauter Waiſenkinder, welche Mr. Bee in ſeiner Menſchenliebe bei ſich aufgenommen, bis ſie ein anderweites Unterkommen finden würden. Natürlich waren ihre Mütter arme Wittwen und was die Namen betraf, ſo konnte ſie ſich in dieſen geirrt haben. Sie enthielt ſich indeſſen jeder Bemerkung darüber, bis das Eſſen vorüber war, wo dann die Herren hinausgingen und obſchon alle verſchiedenen Fähigkeiten der Ueberraſchung, des Erſtaunens und der Entrüſtung durch den offenkundigen Mangel an Allem, was Ordnung und Anſtand bei Tiſche hieß, nach einander in Thätigkeit verſetzt worden waren, ſo glaubte ſie doch, daß in einem neuen Lande, hier an den äußerſten Grenzen der Civiliſation, es vielleicht gebräuchlich ſei, alle Formalitäten und Ceremonien bei Seite zu ſetzen. Es ſchien ihr, als wäre bei dem Serviren des Tiſches eine Menge unnützer Arbeit verrichtetet worden, weil

jede der Frauen that, was ihr gefiel, ohne auf Das, was die andern machten, Rückſicht zu nehmen. Eine, welche emſig beſchäftigt geweſen war, die Teller auf den Tiſch zu ſetzen, verließ auf einen Augenblick das Zimmer, worauf eine zweite an den Tiſch trat, die Teller und das Tiſchtuch wieder wegnahm, ſie wieder in den Schrank ſchloß und dann ein anderes Tiſchtuch und weit geringere Teller zum Vorſchein brachte. Die erſte trat wieder herein, um alle ihre Bemühungen vereitelt zu ſehen, während ihr Aerger durch ein höhniſches Gelächter beantwortet ward. In der Küche ſchien derſelbe Geiſt der Uneinigkeit zu herrſchen. Anſtatt einander zu helfen, ſchienen die Frauen einander blos zu hindern.

Mrs. Slocomb wußte nicht, ob ſie ihren Ohren trauen konnte, denn ſie vernahm in dem anſtoßenden Gemach ein Getöſe, welches wie Schlagen und Stoßen klang und eine der Frauen ging mit rothgeweinten Augen an dem Fenſter vorüber.

Als das Eſſen aufgetragen war, drängte ſich eine der jüngeren Frauen vorwärts, rannte eine andere, die ein Kind auf dem Arm trug, faſt über den Haufen und ſetzte ſich auf den Ehrenplatz oben an, während zwei andere, gerade die häßlichſten von der ganzen Zahl, einhergeſprungen kamen und rechts und links neben Mr. Bee Platz nahmen. Er achtete wenig auf ſie, ſondern wünſchte offenbar die Aufmerkſamkeit ſeiner Gäſte von ihrem durchaus nicht empfehlenswerthen Benehmen abzulenken.

Nun begann ein großer Wirrwarr mit den Kindern. Sich neben ihre Mütter drängend ſchrien die zerlumpten Kleinen nach Brod, Butter, Kartoffeln, Kuchen oder Milch. Wenn eins der Kinder mehr erhielt als das andere, ſo entſtand Zank und Geſchrei, welches gewöhnlich mit Schlägen endete.

Endlich ward der Wirrwarr und Tumult ſo groß, daß weder Wirth noch Gäſte ihr eigenes Wort hören konnten. Mr. Bee ſtand bleich vor Zorn auf, holte aus einem Winkel einen großen Ochſenziemer, hieb tüchtig unter die Rotte hinein und räumte auf dieſe Weiſe das Zimmer.

„Habe ich Euch nicht ſo oft ſchon geſagt, die Kinder nicht hereinzulaſſen, während wir bei Tiſche ſitzen?“ ſagte er auf die Frauen blickend. Niemand antwortete und da Mr. Bee zu viel Lebensart beſaß, um ſich ſein Mißfallen weiter merken zu laſſen, ſo ging die Wolke vorüber. Da nur wenig Möglichkeit zu einer geſelligen Unterhaltung in einem Hauſe vorhanden zu ſein ſchien, wo ſo viele Kinder ihre Mahlzeit zu ſich nahmen, ſo machte Mrs. Slocomb derjenigen von den Frauen, die ihrem feinerem Benehmen nach zu urtheilen an der Spitze des Haushalts ſtand oder doch ſtehen zu ſollen ſchien, den Vorſchlag, mit ihr einen Spaziergang zu machen.“

„Sehr gern,“ antwortete ſie freundlich, „ſobald nämlich meine Kinder mit Eſſen fertig ſind. Wenn ich ſie jetzt verlaſſen wollte, ſo würden ſie nichts mehr bekommen. Es iſt hier einmal Gebrauch, daß jede Frau ihre Kinder auf Koſten der andern verſorgt.“

Immer mehr und mehr verwundert, wagte Mrs. Slocomb zu bemerken, daß allerdings keine große Verträglichkeit und Einigkeit im Hauſe zu herrſchen ſcheine.

„Ja, davon iſt allerdings hier nicht die Rede,“ antwortete die Eine; „hier muß jede für ſich ſelbſt ſorgen.“

„Nun, ſind ſie denn Koſtgängerinnen?“ fragte Mrs. Slocomb, „oder iſt Mr. Bee ein Verwandter von Ihnen?“

Nun war die Reihe des Erſtaunens an den Frauen.

„Koſtgängerinnen! Ein Verwandter!“ riefen ſie und ſahen einander an.

Mrs. Bee trat vor, während ein Ausdruck ſchmerzlicher Verlegenheit aus ihren Mienen ſprach.

„Unſere Freundin Mrs. Slocomb kennt die Sitten und Gebräuche von Utah nicht," ſagte ſie; „Dieſe Damen ſind ſämmtlich die Frauen meines Gatten, Mr. Bee. Der Mormonismus geſtattet die Vielweiberei, eben ſo wie der alte Glaube Moſis."

Mrs. Slocomb ſtand vor Entſetzen und Erſtaunen da wie angewurzelt. War es möglich, daß ſie an einen ſolchen Ort gerathen war, daß die Religion, zu welcher ſie ſich bekannt, ſolche Gebräuche billigte, daß ſie mit ſo tiefgeſunkenen Frauen an einem und demſelben Tiſche geſeſſen hatte? Ihre Nähe ſchien ihr eine Befleckung zu ſein und ſie betrachtete ſie mit einem Blick des Mitleids und der Verachtung.

„Sie brauchen uns nicht ſo ſtolz anzuſehen, Madame," ſagte eine der Frauen in zänkiſchem Tone. „Sie werden ſchon ſelbſt noch genug ſolche Genoſſinnen bekommen. Ich wette, daß Ihr Gemahl ſich nicht mit einer Frau begnügen wird, eben ſo wenig als die andern Männer ſich damit begnügt haben."

Mrs. Slocomb würdigte ſie keiner Antwort, ſondern verlangte raſch ihren Hut, ſagte Mrs. Bee Lebewohl und verließ ohne weitere Umſtände das Haus.

Mrs. Slocomb war eine eifrige Anhängerin des Inſtituts der Ehe, ſo wie es in den öſtlichen Staaten exiſtirte und der Bygamiſt war nach ihrer Meinung eben ſo tadelnswerth, wie Jemand, der ſich der Verbrechen ſchuldig macht, deren Nennung in anſtändiger Geſellſchaft nicht erlaubt iſt. Nach ihrer Anſicht war Mr. Bee's Haus nicht beſſer, als ein der Proſtitution gewidmetes und ſie fühlte ſich gleichſam entehrt, daß ſie die Schwelle dieſes Hauſes überſchritten hatte. Sie

kam in einem Zuſtande außerordentlicher Aufregung zu mir und als ich ſie nach der Veranlaſſung fragte, erzählte ſie mir Alles, was ſie geſehen und gehört.

„Und ſolche Scenen ſind, wie ich leider ſagen muß, unter uns ſehr häufig.“

„Wie bin ich getäuſcht worden! Ich glaubte, der Mormonismus ſei durch und durch Wahrheit, Schönheit und Reinheit. Nie hätte ich mir träumen laſſen, daß ſo etwas Empörendes hinter einer frommen Außenſeite verborgen ſein könnte. Aber wir müſſen Utah verlaſſen! Niemals werde ich mich dazu verſtehen, an einem Orte zu bleiben, wo ſolche Gebräuche geduldet werden.“

„Aber Ihr Gatte?“ bemerkte ich.

„Mein Gatte,“ entgegnete ſie, „wird über ſolche Gebräuche eben ſo entrüſtet ſein, als ich ſelbſt. Ich würde mich nicht wundern, wenn er noch entrüſteter wäre als ich — doch da kommt er.“

Mr. Slocomb näherte ſich dem Hauſe und ſeine gewöhnliche Heiterkeit ſchien einem auffälligen Nachdenken Platz gemacht zu haben.

„Warum biſt Du denn ſo ohne Weiteres aus Bruder Bee's Hauſe fortgelaufen?“ fragte er in halb heiterem, halb zornigem Tone.

„Nun das wirſt Du wohl eben ſo gut wiſſen, als ich es Dir ſagen kann. Mir ſcheint es eine Schande, daß ich jemals dieſes Haus betreten habe. Ich darf gar nicht daran denken, daß ich mit ſolchen Frauen an einem Tiſche geſeſſen habe.“

„Nun, mir ſchienen ſie ſehr artige Frauen zu ſein und einige davon waren wirklich ſchön zu nennen,“ ſagte Mr. Slocomb. „Mein Freund ſagte mir, er habe ſich nie glücklicher gefühlt. Die Sache hat einen ſo patriarchaliſchen Anſtrich.“

„Iſt es möglich, daß Du einen ſo abſcheulichen Gebrauch zu entſchuldigen ſuchſt?“

„Ich kann dabei wirklich nichts Abſcheuliches ſehen,“ ſagte Mr. Slocomb und machte ein finſteres Geſicht.

Bald darauf kam Mr. Ward herein und die Herren begannen nun ein Geſpräch über theologiſche Gegenſtände, welches, wie ſolche Geſpräche gewöhnlich zu enden pflegten, ſich zuletzt um die Polygamie drehete. Mr. Slocomb betrachtete die neue Einrichtung unverkennbar mit günſtigen Augen.

„Sie ſehen,“ ſagte ich beiſeite zu ſeiner Gattin, „daß Ihr Gatte ganz andere Meinungen hegt, als Sie erwarteten.“

Sie nickte mit dem Kopfe und weinte. „Man kann niemals wiſſen, weſſen die Männer fähig ſind, wenn ſie in Verſuchung kommen,“ bemerkte ich.

Mrs. Slocomb gab mir ihre Zuſtimmung wieder auf dieſelbe Weiſe zu erkennen.

Trotz der Wünſche ſeiner Gattin weigerte ſich Mr. Slocomb, Utah zu verlaſſen. Die Leute und der Ort ſagten ihm ganz gut zu, wie er meinte, und weshalb ſollte er wieder weiter ziehen, blos um der Launen und Grillen eines Weibes willen? Ben war ſein vertrauter Freund und Rathgeber und gerade vierzehn Tage nachdem ſie ſich in der Salzſeeſtadt niedergelaſſen, führte Slocomb ſein zweites Weib heim.

Mrs. Slocomb betrachtete ſie natürlich als eine Eindringlin. Sie machte aus dieſer Meinung kein Hehl und nach wenigen Tagen waren die beiden Frauen Todfeinde. Die Knaben ahmten ihrer Mutter nach und die neue Gattin ward der Gegenſtand vieler Bemerkungen, die jedenfalls eher boshaft als witzig zu nennen waren. Mrs. Slocomb hing mit blinder Liebe an ihren Kindern und ſeit der zweiten Verheirathung ihres Gatten ſchien dieſe Verblendung ſich noch ge-

ſteigert zu haben. Sie ſuchte den Grund der Ungezogenheit der Knaben in der Liebe zur rechten Mutter und in dem Unwillen über die Zurückſetzung, welche ihr angethan worden.

Wenn ſie ſich daher auch über die Hohnreden, welche die Knaben der zweiten Gattin anzuhören gaben, nicht gerade freuete, ſo war ſie doch auch damit nicht unzufrieden.

Nach dem Geſetzbuch der Mormonen iſt die Ehefrau, welche das Kind einer andern züchtigt, einer ſchweren Strafe ausgeſetzt.

Eliſabeth, ſo hieß die zweite Frau, wußte dies und enthielt ſich, den Knaben auch nur einen Verweis zu ertheilen, als ihre Geduld aber erſchöpft war, beſchwerte ſie ſich bei Mr. Slocomb. Er hörte ſie ruhig an und drohete den Knaben mit einer derben Züchtigung, da ſie aber wußten, daß ſie bei ihrem Vater ſehr gut ſtanden, ſo machten ſie ſich aus dieſer Drohung nicht viel und ihr Benehmen blieb daſſelbe.

„Warum hältſt Du die Knaben nicht zu einem anſtändigeren Benehmen an?“ ſagte eines Tages Mr. Slocomb zu ſeiner Frau. „Eliſabeth beſchwert ſich fortwährend über ſie; ich habe die Sache wirklich ſatt.“

„Du haſt es ſatt?“ fragte Mrs. Slocomb, indem ſie ihren Gatten mit ihren großen ſchwarzen Augen anſah und ihr glänzendes Haar in Form einer Krone um den Kopf wand; „Du haſt es ſatt — nun ſo verbiete ihr doch das Reden.“

„Aber es iſt doch wohl nicht recht, daß die Knaben ſich ſolche Streiche erlauben.“

„Welche Streiche meinſt Du?“

„Nun, die Knaben rücken ihr den Stuhl, weg, wenn ſie ſich niederſetzen will, ſie hängen Eimer mit Waſſer über die Thüren, welche ſie zu paſſiren hat, rufen ihr Schimpfnamen nach, ſtecken ihr Zettel an das Kleid, wenn ſie in die Kirche

geht und ſuchen ſie auf ſonſt alle Weiſe zu ärgern. Ich bin wirklich ganz erſtaunt, daß Du ihnen erlaubſt, ſich auf ſolche Weiſe zu benehmen.“

„Und ich bin erſtaunt, daß Du einem ſo verworfenen Geſchöpf den Aufenthalt in unſerem Hauſe geſtatteſt.“

Mr. Slocomb ſah ſie verwundert an. „Du nennſt Eliſabeth ein verworfenes Geſchöpf?“ fragte er.

„Was könnte ſie ſonſt ſein, dieſes verächtliche Weſen? Sogar die Luft ſcheint durch ihre Nähe verpeſtet zu werden. Wie kann ſie ſich unterſtehen, mit dem Gatten eines anderen Weibes zu leben!“ ſagte Mrs. Slocomb und ihr Geſicht war eben ſo ausdrucksvoll als ihre Zunge.

„Aber der Gatte dieſer andern Frau iſt auch ihr Gatte.“

„Das iſt nicht wahr, Mr. Slocomb, das iſt unmöglich. Keine Vermählungsfeierlichkeit kann ein Bündniß heiligen, welches Gott nicht ſanctionirt hat und welches die Natur verbietet. Ich will Dich nicht mit dem Namen bezeichnen, den Du verdienſt, noch ſie mit dem, welcher ihr gebührt, aber Du weißt wohl, daß in einer civiliſirten Staatsgemeinde Dein Verbrechen ſeinen Lohn im Zuchthauſe gefunden haben würde.“

Endlich wurden die Streitigkeiten zwiſchen Mr. und Mrs. Slocomb immer heftiger. Bei einer dieſer Gelegenheiten theilte er ihr mit, daß ſie ſich allgemein verhaßt gemacht habe. Ihr Benehmen habe überall einen unangenehmen Eindruck hervorgerufen, der ihm ſehr leid thue.

„Und worüber ich mich ſehr freue,“ antwortete ſie. „Ich mag keinen Umgang mit ſolchen Menſchen und kümmere mich nicht um ſie.“

„Sie hielt Wort und pflog mit keiner Frau Umgang als denen, welche die erſten und nach ihrer Anſicht die einzigen rechtmäßigen Frauen ihrer Gatten waren. Im Grunde ge-

nommen aber war Mrs. Slocomb mehr zu bemitleiden als zu tadeln. Eine Frau von ihren ſtrengen Grundſätzen konnte die Vielweiberei nur mit Abſcheu betrachten und ſie ſchmeichelte ſich, daß Eliſabeth endlich die Geduld verlieren und das Haus räumen würde.

„Ich glaube kaum, daß Ihnen das gelingen wird, Mrs. Slocomb," bemerkte ich, als ſie mich von ihrem Plane in Kenntniß ſetzte.

„Auch nicht, wenn wir ihre Lage unerträglich machen, wie Sarah mit Hagar that?"

„Grauſam werden Sie ſie doch nicht behandeln wollen," antwortete ich; „Ihr Gatte trägt im Grunde genommen die meiſte Schuld. Ich habe gehört, ſie ſei ſehr ſanft und harmlos von Gemüth und eine Waiſe, die keinen Vater hat, in deſſen Haus ſie Zuflucht finden könnte."

„Nun, ſo möge ſie ſich ſonſt einen Platz ſuchen."

Mrs. Slocomb war von Leidenſchaft und Vorurtheil ſo verblendet, daß alle Anſprache an ihr beſſeres Gefühl vergebens war und dennoch konnte kein Weib ſanfter und rückſichtsvoller ſein, als ſie bei gewöhnlichen Gelegenheiten war.

An einem ſchönen Nachmittag gingen wir in der Nähe ihrer Wohnung ſpazieren, als ein lautes Getöſe von Hieben, Geſchrei und zornigen Worten unſere Aufmerkſamkeit feſſelte.

„O dieſes nichtswürdige Weib," ſagte Mrs. Slocomb, nach dem Hauſe eilend. Ich folgte ihr nach und erblickte eine Scene, die bedauerlich und ſpaßhaft zugleich war. Eliſabeth ſtand in der Mitte der Hausflur, hielt den älteſten Knaben mit einer Hand feſt an den Haaren gepackt, während ſie mit der andern unbarmherzig mit dem Breiquirl auf ihn losſchlug, den ſie ſoeben aus einem Topfe genommen, welcher kochend über dem Feuer hing.

„Warte, Du nichtswürdiger Bengel!“ rief ſie; „Dir will ich es geben — Du haſt mich lange genug gequält. Ich will Dir einen Denkzettel anhängen, Du —“

„Wie können Sie wagen, mein Kind zu ſchlagen?“ rief Mrs. Slocomb, indem ſie dem Knaben zu Hülfe eilte.

„Ja ich wage es,“ antwortete Eliſabeth, indem ſie ſich mit wildfunkelnden Augen, gleich denen eines gereizten Panthers zu ihrer Gegnerin herumdrehete. Der Knabe ſprang ſchreiend auf ſeine Mutter zu.

„Sie haben ihn blutig geſchlagen,“ ſagte Mrs. Slocomb, „dafür ſollen Sie büßen.“

„Nein, ich werde nicht dafür büßen,“ ſagte Eliſabeth. „Ihr Gatte, der auch mein Gatte iſt, Madame, ſagte mir, ich ſolle mich vertheidigen, er wolle mich im Voraus von aller Schuld freiſprechen.“

„Sie ſind eine Lügnerin und ein verworfenes Geſchöpf,“ ſagte Mrs. Slocomb, indem ſie die Thränen ihres Kindes trocknete.

„Wenn ich eine Lügnerin und ein verworfenes Geſchöpf bin, dann ſind Sie auch eins. Ich bin geſetzmäßig vermählt und Mr. Slocomb iſt mein Gatte eben ſo gut wie der Ihre. Ich will Ihnen ſagen, wie es ſteht. Mr. Slocomb hat mich ausdrücklich ermächtigt, mir ſelbſt zu helfen, und jedesmal wo Ihre abſcheulichen ungezogenen Knaben mich ärgern oder necken, ſo bekommen ſie tüchtige Prügel. Ich laſſe mir dieſe Unverſchämtheiten einmal nicht länger gefallen.“

„Nun ſo gehen Sie doch Ihrer Wege!“

„Das thue ich nicht. Ich werde nicht um Ihret- und Ihrer ungezogenen Bengel willen mein Haus und meinen Gatten verlaſſen. Nein, ich werde bleiben und hoffe auf Ihrem Grabe zu tanzen, ehe noch viele Jahre um ſind.“

Auf einen ſolchen Ausbruch von Muth und Leidenſchaft war Mrs. Slocomb nicht gefaßt, denn Eliſabeth war ſonſt ſehr fügſam und ſanft.

„Sie brauchen nicht zu glauben," fuhr ſie fort; „daß ich, weil ich Ihre Beſchimpfungen ſo lange ertragen habe, ſie immer ertragen werde. Von heute an geht es aus einem andern Tone und ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß Ihre Jungen den Kürzern ziehen."

Angewidert von einem ſolchen Auftritte häuslicher Unordnung und Thorheit verließ ich ſie und ging nach Hauſe.

In der nächſtfolgenden Woche kam Mrs. Slocomb abermals zu uns. Ich war ihre Vertraute und ſie zögerte nie, mich von allen ihren Ungemach in Kenntniß zu ſetzen. Sie ſchien wirklich traurig und niedergeſchlagen zu ſein, ſagte das Leben ſei ihr zur Laſt und ihre Wohnung ein fortwährender Schauplatz der Uneinigkeit. Eliſabeth und die Knaben ſchlügen ſich von Morgen bis Abend. Mr. Slocomb wollte oder könnte nicht die Ordnung erhalten, weil er Eliſabeth die Erlaubniß gegeben, ſich ſelbſt zu helfen und die Knaben wären geradezu nicht zu bändigen.

„Können Sie denn keinen Vergleich zu Stande bringen?" bemerkte ich.

„Ich mag von keinem Vergleich etwas wiſſen," ſagte Mrs. Slocomb; „ich muß und will in meinem Hauſe die Herrin ſein. Was Eliſabeth ſelbſt betrifft, ſo würde ich vielleicht doch mit ihr auskommen, wenn die Knaben nicht wären. Sie will ſich nicht das Mindeſte von ihnen gefallen laſſen und die Knaben ſich nichts von ihr und ſomit hört der Spektakel den ganzen Tag nicht auf. Neulich Morgens war ſie beſchäftigt, das Fleiſch zu zerſchneiden, welches im heißen Fette in der Pfanne ſchwamm, die in der Ecke des Heerdes ſtand.

William ſagte etwas, was ihr nicht gefiel und ſie zog das Meſſer aus dem heißen Fett und ſchlug ihn damit in's Geſicht. Er packte ſie bei den Haaren und hielt ſie daran feſt, während ſie ihm mit ihrem Meſſer und ihrer Gabel die nackten Beine faſt in Stücken hieb und ſtach und ſo geht es jeden Tag."

„Ich glaube, es iſt unmöglich, daß Ruhe und Frieden in einem Hauſe exiſtiren können, wo es mehrere Weiber giebt."

„Mein Himmel!" rief plötzlich Mrs. Slocomb, „da kommt ſchon wieder einer der Knaben, um mich zu holen. Ich bin begierig zu hören, was wieder vorgefallen iſt."

Der Knabe weinte. Mrs. Slocomb ging ihm bis an das Gartenthor entgegen, hörte einen Augenblick ſeine Erzählung an und machte ſich dann, ohne mir Lebewohl zu ſagen und ſogar ihren Hut zurücklaſſend in der größten Aufregung auf den Weg nach Hauſe. Während ich noch über dieſes ſeltſame Benehmen allerhand Vermuthungen anſtellte, kam ein Bote mit der Meldung, daß Mrs. Slocomb mich ſofort zu ſprechen wünſche. Ueberraſchung und Neugier bewogen mich, dem Rufe zu folgen. Sie ſaß weinend an dem Bett, einer ihrer Knaben lag todtenbleich auf demſelben, während Eliſabeth mürriſch in einer Ecke ſaß.

„O, Mrs. Ward," rief ſie, als ſie mich erblickte; „ich bin das unglücklichſte Weib von der Welt; ſehen Sie nur her," und ſie deutete auf den Knaben, der betäubt dalag.

„Was fehlt ihm denn?" fragte ich.

„Dieſes böſe Weib!" und die Stimme der armen Mutter erſtickte im Schluchzen.

„Ich habe es im Voraus geſagt," ſagte Eliſabeth.

„Sie haben doch nicht etwa den Knaben umgebracht?" ſagte ich, mich zu Eliſabeth wendend.

„Ich weiß es nicht und kümmere mich auch nicht darum. Endlich wird man mich wohl in Ruhe laſſen.“

Es ergab ſich, daß während Eliſabeth die Diele wuſch, die Knaben wie gewöhnlich ihre Streiche begannen. Sie ward zornig und ſchlug einen davon mit dem Kehrbeſen über den Kopf. Am Ende des Stockes befand ſich ein Nagel, von welchem ſie freilich nichts gewußt hatte, aber das ſcharfe Eiſen war in das Gehirn eingedrungen, ſo daß der Knabe unrettbar verloren war. Man hatte nach Mr. Slocomb geſchickt und er kam bald darauf. Er betrachtete einen Augenblick lang den ſterbenden Knaben, wendete ſich dann zu Eliſabeth und fragte:

„Iſt das Dein Werk?“

„Ja,“ antwortete ſie ruhig. „Du haſt mir geſagt, ich ſollte Dir nicht immer mit Klagen beſchwerlich fallen, ſondern mir ſelbſt helfen. Ich bin Dir blos gehorſam geweſen. Du ſiehſt die Folgen. Meine Abſicht war es aber nicht, den Knaben um's Leben zu bringen.“

„Ja ja, Sie haben es mit Abſicht gethan,“ kreiſchte Mrs. Slocomb. „Sie haben mehr als einmal gedroht, uns alle um's Leben zu bringen.“

„Nicht, wenn Ihr Euch nicht um Euch bekümmertet und mich in Ruhe ließet,“ ſagte Eliſabeth mit der größten Kaltblütigkeit. „Ich binde mit Niemandem zuerſt an, aber man muß mich auch ungeſchoren laſſen.“

„Ihr ſeid alle Eins ſo viel ſchuld, als das Andere,“ ſagte Mr. Slocomb.

„Nein, Du allein trägſt die Schuld,“ entgegnete ſein Weib, deren Worte durch Schluchzen und Thränen unterbrochen wurden. „Wir lebten glücklich mit einander, bis es Dir einfiel, dieſes Geſchöpf in's Haus zu bringen. Sie wird uns wahrſcheinlich alle noch um's Leben bringen.“

„Warum laßt Ihr denn Niemanden rufen und thut nichts?“ ſagte Eliſabeth in ſanfterem Tone.

„Es iſt zu ſpät,“ flüſterte ich.

„Ja, es iſt zu ſpät, zu ſpät!“ ſtöhnte die Mutter. „Willy, mein gutes Kind, blicke doch auf, kennſt Du Deine Mama nicht? O mein gutes Kind, daß Du auf dieſe Weiſe ſterben mußt!“

Ein mattes Lächeln ſpielte über die Züge des Knaben; er verſuchte zu ſprechen, vermochte es aber nicht. Ein Schauer ſchüttelte ſeine Glieder, ein Schatten verdunkelte ſein Antlitz und wir ſtanden in der Gegenwart des Todes.

„Ward Eliſabeth gehangen?“ fragt der Leſer, „oder ſchickte man ſie in's Zuchthaus, oder was machte man ſonſt mit ihr?“ Es geſchah ihr gar nichts. Sie erhielt nicht einmal einen Verweis durch die Kirche. Die Männer und ſämmtliche Frauen, ausgenommen die erſten Frauen ihrer Gatten, thaten als ob ſie glaubten, es handle ſich hier blos um eine zufällige Tödtung und ſagten, der Knabe hätte ſich beſſer benehmen ſollen und viele ſprachen ſogar die Hoffnung aus, daß es eine Warnung für die Kinder ſein und ſie veranlaſſen werde, künftig allen Frauen ihres Vaters mit Reſpekt und Gehorſam zu begegnen.

„Fuhren ſie denn fort, beiſammen zu wohnen?“

Ja wohl, thaten ſie dies und ſeit dem Tode Williams herrſchte Eliſabeth im Hauſe. Die Knaben fürchteten ſich vor ihr und Mrs. Slocomb ſchien von ihrem Kummer ganz zu Boden gedrückt zu ſein. Sie verlor alle gewohnte Energie und bei zwei oder drei Gelegenheiten entdeckte ich in ihrem Blick und Weſen entſchiedene Symptome des Wahnſinns. Sie ſprach fortwährend von ihrem ermordeten Kinde und ſaß oft Stunden lang weinend an ſeinem Grabe. Dann beklagte ſie

ſich über die Untreue ihres Gatten, ſagte, er liebe ſie nicht mehr und ihr tägliches Gebet ſei, zu ſterben, damit ſie wieder zu ihrer Mutter käme.

Ich ſprach wiederholt und auf die theilnehmendſte Weiſe mit Mr. Slocomb über das Befinden ſeiner Gattin, ſagte ihm, daß ſie nahe daran ſei, dem Wahnſinn anheim zu fallen und bat ihn, Eliſabeth fortzuſchicken.

Er nahm meine Bemerkungen ſehr gleichgültig auf, ſagte aber, er wolle ſich die Sache überlegen; Eliſabeth ſei eine ſehr gute Frau und ihm nun bei Mrs. Slocombs kränklichen Umſtänden vollends unentbehrlich geworden.

Es war offenbar, daß Mr. Slocomb nicht ſehen wollte. Er wünſchte die Geſellſchaft Eliſabeths und anſtatt in dieſer Beziehung mit Selbſtverleugnung zu Werke zu gehen, ließ er lieber Jammer und Uneinigkeit in ſeinem Hauſe herrſchen. Es war dies indeſſen ein Verfahren, welchem in Utah alle Ehemänner huldigten.

Einige Tage ſpäter gerieth das ganze Dorf in Aufregung. Mrs. Slocomb hatte ſich das Leben genommen, nachdem ſie zuvor ihre beiden jüngſten Kinder umgebracht. Man fand alle drei neben Williams Grabe in ihrem Blute ſchwimmend, während die Mutter das mit geronnenem Blut bedeckte Meſſer noch krampfhaft in ihrer kalten Hand gefaßt hielt. Ihre funkelnden Augen und unzuſammenhängenden Reden waren ſchon längſt allgemein bemerkt worden. Mr. Slocomb lebt jetzt noch mit Eliſabeth zuſammen und hat ſeinen Hausſtand noch um zwei Frauen vermehrt.

Dreiundvierzigſtes Kapitel.

Ethlin's Abenteuer.

Unter den Indianerinnen iſt gefühlloſe Gleichgültigkeit gegen die Abweſenheit des Gatten an der Tagesordnung und durch die Sitte geboten. Die Frau oder die Squaw, wie man ſie nennt, muß ſich mit Stolz und Würde tröſten und ſich vor allen Dingen hüten, Thränen zu vergießen oder ſonſt auf eine Weiſe Beſorgniß um eine Perſon an den Tag zu legen, wie nahe und theuer ihr dieſelbe auch ſein mag. Ethlin hielt hartnäckig an vielen ihrer indianiſchen Gewohnheiten feſt und ſagte kein Wort, obſchon alle Andern ſich über das immer noch fortdauernde Ausbleiben Harner's und ſeiner Freunde wunderten. Indeſſen war es doch leicht zu bemerken, daß ihre Gleichgültigkeit eine erheuchelte war und daß ſie wirklich alle Qualen der Angſt und Ungewißheit empfand.

„Ethlin iſt fort," ſagte Mrs. Bradiſh, die in allen Häuſern Beſuche abſtattete und daher auch alle Neuigkeiten wußte.

„Wohin denn?"

„Das weiß Niemand. Sie bat Louiſen, ihre Kuh zu melken, nahm dann Bogen und Pfeil und machte ſich vor ziemlich einer Woche auf den Weg nach den Gebirgen, ſeit welcher Zeit Niemand wieder etwas von ihr geſehen oder gehört hat."

„Ihr Haus iſt wohl verſchloſſen?"

„Ja wohl; es ſieht ziemlich verödet aus."

Wir waren der Meinung, daß Ethlin fortgegangen ſei, um ihren Gatten zu ſuchen, und da Moore allgemein beliebt war, abgeſehen von ſeinem Verhältniß zu Harmer und der moraliſchen Gewißheit, daß Aufſchluß über den Einen uns auch Gewißheit über das Schickſal des Andern bringen würde, ſo wünſchten wir alle den beſten Erfolg. Einige der jüngeren Männer verſicherten, daß ſie, wenn ſie ihre Abſicht gewußt hätten, ſie jedenfalls begleitet haben würden. Viele Andere ſagten, ſie werde umkommen und niemals zurückkehren, und wieder Andere behaupteten, ihr angeborener indianiſcher Scharfſinn werde ſie am Leben erhalten. Eine Woche lang ward in allen Cirkeln davon geſprochen und die Sache je nach den Neigungen und Geſinnungen der betreffenden Perſonen entſchieden. Dann ereignete ſich irgend ein neuer Vorfall und Ethlin ward für den Augenblick vergeſſen.

Eines Tages kam Mrs. Bradiſh in einem Zuſtande von großer Aufregung zu mir.

„Ich bin vollſtändig entmuthigt," ſagte ſie.

„Warum?"

„Es iſt mir unmöglich, irgend welchen Aufſchluß über Emily zu erlangen. Ueber ihrem Verſchwinden ſcheint das unergründlichſte Geheimniß zu walten. Ich beginne zu fürchten, daß ſie todt iſt. Ich habe alle Frauen in dem Harem des Propheten ausgeforſcht, aber entweder wiſſen ſie nichts von ihr oder ſie ſind Meiſterinnen in der Verſchwiegenheit."

„Wahrſcheinlich ſind ſie das letztere," bemerkte ich.

„Das mag ſein und dennoch bin ich geneigt, dies nicht zu glauben."

„Die Zeit wird es wahrſcheinlich lehren. Wenn Harmer hier wäre —"

„Hier iſt er," ſagte eine männliche Stimme, die wir ohne

Mühe erkannten. Wir ſahen uns um und der gebräunte Wanderer ſtand vor uns, während Ethlin ihm über die Schulter ſah.

„Wo ſind Sie denn ſo lange geweſen?“ ſagte Mrs. Bradiſh. „Wir glaubten ſchon, es wäre Ihnen etwas zugeſtoßen.“

„Und es iſt mir allerdings etwas zugeſtoßen.“

„Wo ſind Ihre Begleiter?“

„Todt.“

Ein ſchwacher Schrei von Ethlin verrieth, wie ſehr ſie bei dieſer Nachricht intereſſirt war.

„Und Emily?“

„Iſt von Brigham in irgend ein unergründliches Verſteck gebracht worden.“

„Wirklich?“

„Ja wohl. Ich ſah und ſprach den Indianer, der dabei mit thätig geweſen iſt, aber er gab mir durchaus keinen Aufſchluß, der mich in den Stand geſetzt hätte, ſie zu finden.“

„Alſo fanden Sie die Indianer?“

„Die, welche ich urſprünglich aufſuchen wollte, nicht,“ antwortete er. „Indeſſen ich muß mit meiner Geſchichte von vorn anfangen, um Ihre Neugier zu befriedigen.“

„Wir bitten Sie darum.“

„Wohlan, wir ſtießen auf kein des Nennens werthes Abenteuer bis am zweiten Tage, wo wir plötzlich auf eine Spur ſtießen, die, wie Buckley ſagte, von Weißen herrührte.“

„Woran ſah er das?“ ſagte Mrs. Bradiſh.

„Weil die Zehen des rechten Fußes beim Gehen auswärts gekehrt waren, was die Indianer niemals thun,“ antwortete er; „aber unterbrechen Sie mich nicht wieder.“

Wir unterbrachen ihn aber dennoch, denn während Harmer

ſich auf die Thürſchwelle ſetzte, vermißte ich Ethlin und fragte, wo ſie hingegangen ſei.

„Da drüben geht ſie über die Hügel," ſagte Mrs. Bradiſh — und allerdings ſahen wir ſie ſoeben im Thale verſchwinden.

„Was will denn Ethlin? Das iſt nicht der Weg nach ihrem Hauſe."

„Ihr werdet ſie niemals wiederſehen," ſagte Harmer.

„Wir ſollen ſie niemals wiederſehen, warum nicht?"

„Es iſt das ſo Art der Indianer," entgegnete er. „Die Bande, welche ſie an die Weißen feſſelten, ſind durch den Tod ihres Gatten gelöſt worden. Die Geſetze und Gebräuche des Mormonismus ſind ihr zuwider und wenn ich nicht irre, ſo wird ſie ſich künftig blos zu ihrem Volke halten. Doch nun zu meiner Geſchichte:

„Wir folgten der Spur, von der ich ſoeben geſprochen, und ſahen uns plötzlich von einer Anzahl berittener und mit Büchſen bewaffnete Indianer umringt. Entrinnen war unmöglich und da wir ſahen, was ſie vorhatten, ſo beſchloſſen wir, unſer Leben ſo theuer als möglich zu verkaufen. Moore und Buckley aber fielen von mehreren Kugeln durchbohrt. Ich ward von der Uebermacht überwältigt und ſchwer verwundet, als ich zu meinem großen Erſtaunen entdeckte, daß meine Angreifer nicht Indianer, ſondern Mormonen waren. Sie brauchen kein ſo verwundertes Geſicht zu machen. Sie handelten den aus dem Hauptquartier erhaltenen Befehlen gemäß. Einer aus der Zahl aber, dem ich früher einmal einen Dienſt geleiſtet, verwendete ſich für mich. Sie nahmen mich mit ſich in eine Höhle, wo ſie ihre Kleider wechſelten, ſich die Geſichter bemalten und ſich zu Indianern umgeſtalteten."

„Wahrſcheinlich um die durch das Gebiet ziehenden Aus-

wanderer zu überfallen und ſie zu verhindern, daß ſie die heilige Stadt beſuchen.“

„Ganz recht.“

Ich ſah Mrs. Bradiſh an, aber ſie verhielt ſich vollkommen ruhig und Harmer fuhr fort:

„Dieſe Leute hatten ſtrengen Befehl erhalten, meinen Tod herbeizuführen, obſchon ich nicht ſagen darf, von wem der mörderiſche Befehl ausging. Ich hörte die Berathung, in welcher die Blutdürſtigeren mich zu erſchießen wünſchten, während die Andern vorſchlugen, mich in die Gebirge zu führen, wo wenig Ausſicht vorhanden wäre, daß ich jemals die Niederlaſſung weißer Menſchen entdecken würde. Ich vereinigte meine Bitten mit den ihren und wir drangen durch. Man führte mich mit verbundenen Augen und zu Pferde vier Tage lang in die unwirthliche Wüſte hinein, zwang mich dann, einen Schlaftrunk zu mir zu nehmen, und als ich von den Wirkungen deſſelben wieder erwachte, war ich allein.“

„Eine furchtbare Lage.“

„Ja, allerdings furchtbar, aber ich war deswegen nicht entmuthigt. Selbſt in dieſem Augenblicke dachte ich mehr an Emily, als an mich ſelbſt, und ich beſchloß um ihretwillen zu leben. Mein größter Wunſch war, mit einer Streifpartie Indianer zuſammen zu treffen, und dieſer Wunſch ward am dritten Tage, nachdem man mich preisgegeben, erfüllt. Die Indianer, mit welchen ich zuſammentraf, waren freundlich und gaſtfrei und führten mich nach ihrem Dorfe.

„Hier hatte ich eine Unterredung mit ihrem Häuptling, der, als er erfuhr, woher ich war, ſofort von den Projecten und Plänen meines Vaters, wie er Brigham nannte, zu ſprechen begann. Ich that, als ob ich von allen dieſen Dingen wohl

unterrichtet wäre, und veranlaßte dadurch den Indianer, immer weiter zu ſprechen.“

„Was ſehr unrecht war,“ ſagte Mrs. Bradiſh.

„Nein, Madame, es war nicht unrecht. Dieſer Mann hatte mir nach dem Leben getrachtet und ich hatte mit ihm eine Rechnung abzumachen.“

„Nun und was erfuhren Sie denn?“

„Daß Boten von Brigham fortwährend unter den Indianerſtämmen kommen und gehen, um dieſelben zu Feindſeligkeiten und Empörung gegen die Regierung aufzuregen, indem ſie ihnen weiß machen, daß die genannte Regierung ſie aus dem Beſitze ihrer Ländereien zu drängen wünſche. Auch erfuhr ich, daß einige der mächtigſten Stämme bereits einen Vertrag mit Brigham abgeſchloſſen hätten, durch welchen ſie ſich verbindlich machten, ihm im Nothfalle für eine bedeutende Quantität Schießpulver und Feuerwaffen und ſo und ſo viel Krieger zu ſtellen.“

„Aber was hat dies alles zu ſagen, Mr. Harmer? Sie wiſſen doch von Anfang an, daß die Mormonen die Abſicht hatten, ſich von den Heiden frei zu erhalten und eine Stadt zu erbauen, welche der Stolz der Erde ſein ſollte.“

„Aber ich habe noch nicht gewußt, daß ſie die Abſicht hatten, von Meuchelmord Gebrauch zu machen, um ihre Pläne durchzuſetzen. Erſt jetzt erfuhr ich, daß ſie die Abſicht hatten, die wilden Indianer gegen die harmloſen Auswanderer aufzuhetzen und von ihnen ſogar Weiber und Kinder niedermetzeln zu laſſen. Nein, Mrs. Bradiſh, niemals hätte ich mir träumen laſſen, daß dies die Vollendung der Pläne dieſer neuen Religionsſecte wäre.“

„Es iſt nicht die Vollendung ihrer Pläne,“ antwortete ſie

ihn unterbrechend, „ſondern blos ein Mittel zu ihrer Ausführung.“

Er lachte verächtlich und rief:

„Hochmuth kommt vor dem Falle! Die Föderalregierung wird Nachricht von all den Projecten erhalten, welche man gegen ihren Frieden und ihr Gedeihen ausbrütet.“

Ein Ausdruck der tiefſten Entrüſtung flog über Mrs. Bradiſh's Antlitz.

„Sind Sie vielleicht geſonnen, den Verräther zu ſpielen?“ fragte ſie, indem ſie aufſtand und auf ihn zuſchritt; „wenn dies der Fall iſt, ſo iſt Ihr Leben keinen Heller werth.“

„Sparen Sie Ihre Mühe,“ antwortete er; „es würde Ihnen durchaus nichts nützen, wenn Sie mich umbrächten, ſondern Sie würden dadurch blos Ihren eigenen Untergang beſchleunigen. Während meiner Abweſenheit beſuchte ich einen Militairpoſten, ward den Offizieren der Vereinigten Staaten vorgeſtellt und ſetzte ſogleich einige Depeſchen nach Waſhington auf, in welchen alle ihre Geheimniſſe enthüllt ſind. Was wollen Sie nun thun?“

Sie ſtreckte mit der Gebehrde der größten Verzweiflung die Hände empor.

„Nicht wahr, das haben Sie nicht erwartet?“ fuhr er fort. „Wenn Sie mich morgen oder dieſe Nacht noch umbringen, ſo wird dies Ihnen weiter nichts helfen. Wenn Sie mich leben laſſen, ſo habe ich Ihnen einen großen Dienſt erzeigt, denn, Mrs. Bradiſh, alle Ihre Pläne in Bezug auf Gebietserwerbung und Unabhängigkeit würden endlich doch fehlgeſchlagen ſein und Ihr hättet vor Eurer Regierung als Mörder und Verräther dageſtanden.“

„Reden Sie nicht von Verräthern,“ kreiſchte ſie; „wer kann ein größerer Verräther ſein, als ſie ſelbſt?“

„Ich bin kein Verräther und wer mich einen nennt, der iſt ein Lügner,“ ſagte er leidenſchaftlich. „Ich habe nie mit dieſen Projecten etwas zu thun gehabt und mich noch viel weniger damit einverſtanden erklärt. Ich habe niemals gegen unſere Regierung complottirt. Habe ich vielleicht nicht ihre Fahne in Mexico aufrecht erhalten helfen? Bin ich nicht ſtets ein treuer und loyaler Bürger geweſen? Habe ich jemals mich verbindlich gemacht, Ihnen zur Ausführung Ihrer Pläne behülflich zu ſein?“

„Die Regierung zu Waſhington iſt aber zehntauſend Meilen von hier entfernt und ſelbſt dann noch iſt es zweifelhaft, ob ſie dieſer Nachricht Glauben beimißt.“

Mrs. Bradiſh wußte wohl, daß die Föderalregierung, ſo bald ſie einmal von ihren geheimen Wünſchen und Machinationen Kenntniß erhielte, ſofort die geeigneten Maßregeln treffen würde, um die Errichtung ihrer theokratiſchen Unabhängigkeit zu verhindern. Ihre Pläne waren noch nicht reif, das wußte ſie wohl, und ſie haſchte daher ſelbſt nach dem dünnſten Strohhalm, um ihre Luftſchlöſſer zu ſtützen und ihre ſinkenden Hoffnungen noch einen Augenblick länger über dem Waſſer zu erhalten.

„Die Entfernung iſt ſo gut wie nichts,“ hob Harmer wieder an, „und einer der Offiziere ſagte mir, daß man ſich im Oſten ſchon längſt von geheimen Verſchwörungen unter uns erzähle und daß man dem Präſidenten bereits die Anſtellung eines Gouverneurs für unſer Gebiet vorgeſchlagen habe.“

„Einen heidniſchen Gouverneur, der unſer Thun und Treiben beaufſichtigen ſoll? Dann ſind wir in der That verloren.“

„Vielmehr gerettet,“ entgegnete Harmer, „denn nie habe ich ein heidniſcheres Leben geſehen, als hier geführt wird. Verbrechen, die in jedem andern Staate mit Zuchthaus beſtraft

würden, werden hier bei uns ganz öffentlich gut geheißen oder vielmehr bei Ihnen, denn ich ſage mich künftig von aller Verbindung mit Ihrer Kirche los, und hätte ich es nicht um Emily's willen gethan, ſo wäre ich niemals in dieſes Teufelsneſt zurückgekehrt. In der That, wenn Ethlin mir nicht zu Hülfe gekommen wäre, ſo weiß ich nicht, ob es mir jemals gelungen wäre, wieder den Rückweg zu finden.

„Der Indianer Walker, welcher in alle Pläne Brigham's eingeweiht und dabei thätig zu ſein ſcheint, hielt mich viele Tage gefangen. Ich war an Händen und Füßen mit Riemen gebunden und zwei junge Wilde hielten abwechſelnd, an der Thür der Hütte ſtehend, Wache über mich. Ein Dritter brachte mir von Zeit zu Zeit eine karge Portion Speiſe und Trank, aber es mußte ein übler Wind ſein, der Niemandem etwas Gutes zuwehte, und eben durch meine Gefangenſchaft erhielt ich von vielen Dingen Kenntniß, welche ich treulich an die Föderalregierung berichtet habe.

„Ethlin, welche unmittelbar in das Utahland kam, beſaß die ganze Schlauheit und den Scharfſinn, durch welchen ihr Volk ſich auszeichnet. Sie trieb ſich mehrere Tage in der Umgegend herum und hielt ſich, weil ſie ſich nicht bemerken laſſen wollte, unter den Hügeln verborgen.

„In Folge einer jener Ahnungen, die ſich unmöglich erklären laſſen, kam ich auf den Gedanken, daß ein Freund in der Nähe ſein müſſe, und während ich bei mir überlegte, wer es ſein könnte, dachte ich an Ethlin und an ihre wahrſcheinliche Beſorgniß um das Schickſal ihres Gatten. Demzufolge war ich auch nicht im mindeſten überraſcht, als Walker's Sohn ſie zu mir brachte, Er hatte ihre Fußſpuren im Sande bemerkt, war denſelben gefolgt und hatte ſie gefunden, während ſie ſchlief. Betroffen von ihrer Schönheit und jugendlichen

Erſcheinung verweilte er in der Nähe, bis ſie erwachte, wo dann die Einleitungen zu einer ferneren Bekanntſchaft gemacht wurden. Als er erfuhr, was ſie in dieſe Gegend geführt hatte, brachte er ſie zu mir, obſchon ohne Vorwiſſen ſeines Vaters und den Wünſchen deſſelben entgegen.

„Mit wahrhaft indianiſchem Stoicismus hörte ſie die Nachricht von dem Tode ihres Gatten, machte keine Bemerkung über ſeine Tugenden und fragte auch nicht, wo das Ereigniß ſtattgefunden habe. Bald aber erfuhr ich, daß ſie mit dem jungen Walker wegen meiner Freilaſſung Unterhandlungen angeknüpft hatte. Der junge Wilde zögerte mehrere Tage, während Ethlin nicht aufhörte, in ihn zu dringen, bis endlich eines Abends meinem Wächter eine große Flaſche Branntwein verabreicht ward. Dieſe Verſuchung war für ſeine Nüchternheit doch zu ſtark, und lange zuvor, ehe es Mitternacht war, lag er in trunkenem Schlummer. Ich hörte ſein unterdrücktes ſchweres Athmen und es dauerte nicht lange, ſo ſah ich eine leichte Geſtalt durch das Dunkel ſchweifen. Gleich darauf wurden die Riemen, die mich gebunden hielten, durchſchnitten und eine wohlbekannte Stimme hieß mich aufſtehen und frei ſein. Der junge Walker verſchaffte uns ein paar Pferde und tröſtete uns durch die Verſicherung, daß wir keine Verfolgung zu fürchten brauchten, weil die Krieger ſich eben anſchickten, eine Expedition gegen die große Karavane von Santa Fé zu unternehmen. Indeſſen war es doch nöthig, meinen mormoniſchen Feinden aus dem Wege zu gehen, und deshalb ſchlugen wir einen neuen mir noch gänzlich unbekannten Weg ein, wobei mich der Scharfſinn Ethlin's, die Entfernungen nach dem Ausſehen und den Stellungen der Planeten zu ermitteln, wahrhaft in Erſtaunen ſetzte. Die Eintönigkeit unſeres Rückwegs ward nur durch ein einziges Abenteuer unterbrochen.

Wir ſtießen plötzlich auf eine Anzahl Auswanderer, die von Indianern überfallen und zum Theil verwundet worden waren, während man ihnen ihre Habe geraubt hatte. Sie ſchienen ſich ſehr zu wundern, daß die Indianer ſo gut Engliſch verſtanden und den Weißen bis auf die Farbe ſo genau glichen."

Vierundvierzigſtes Kapitel.

Das Goldfieber und ſeine Wirkungen.

Ebenſo wie in New-Orleans oder in einer andern Stadt des Südens, zuweilen eine Epidemie ausbricht, ſo brach auch das Goldfieber aus und raſte mit beiſpielloſer Wuth, nur mit dem Unterſchiede, daß Epidemien ſich meiſtens auf eine beſondere Oertlichkeit beſchränken, während dagegen das Goldfieber ſich über alle Städte, ja über alle Diſtrikte der ganzen Union erſtreckte. Der Handel lag darnieder, die Landwirthſchaft ward vernachläſſigt, und alle politiſchen und anderen Geſchäfte traten in den Hintergrund. Natürlich machte Utah keine Ausnahme von der Regel. Es traf die Nachricht ein, daß in Californien große Goldlager entdeckt worden ſeien. Dieſe Nachricht verbreitete ſich in dem ganzen Lande wie ein Lauffeuer. Die Menſchen waren wie elektriſirt und viele verließen ihre Farmen und Verkaufsgewölbe, um Gold zu ſuchen. Die Jäger fanden, daß dies ein weit einträglicheres Geſchäft ſei, als die Spuren von Auswanderern aufzuſuchen und ihnen nachzuſchleichen. Die Errichtung der Schießpulver- und Feuerwaffenfabriken, kam ſofort ins Stocken, weil es an Arbeitern fehlte, denn alles eilte nach den „Diggings." Ver-

gebens befahl Brigham ihnen zu bleiben, declamirte eifrigſt gegen die Sucht nach Gold und ſprach von Opfern für die Sache der Wahrheit. Seine Ermahnungen hatten wenig oder gar keine Wirkung und ſchienen blos den Erfahrungsſatz zu beweiſen, daß die Concurrenz die Seele des Handels iſt. Sogar Weldy, der, als er aus der Kirche zurückkehrte, wo ſeine Vermählung mit den beiden Mrs. Melton vollzogen worden, die wunderbare Nachricht erfuhr, traf ſogleich Anſtalt, ſein Haus und ſeine Frau zu verlaſſen und das neue Eldorado aufzuſuchen. Demzufolge verſammelte er am Morgen nach der Doppelheirath ſeine Familie, unterrichtete ſie von dem jenſeits des Schneegebirges liegenden Goldlande, erklärte ſeine Abſicht und empfahl ſeine jungen Gattinnen, der Obhut der älteren.

„Ich will ſchon mit ihnen fertig werden, wenn er fort iſt," ſagte einer der jüngeren Frauen, welche ohne Schönheit oder Witz oder Talent zu beſitzen, dennoch die ganze Heerde tyranniſirte. Ihre heftige gemeine Gemüthsart machte ſie zu einem Gegenſtand der Furcht und des Haſſes, obſchon Weldy aus Rückſicht auf das Vermögen, welches ſie ihm zugebracht, ſich genöthigt ſah, ſie mit einer gewiſſen Rückſicht zu behandeln. Trotz der Geſetze des Mormonismus tyranniſirte ſie unbarmherzig ſämmtliche Kinder und von den Frauen alle, die ſich vor ihr beugten. Weldy war viel zu ſehr mit ſeinen Geldangelegenheiten beſchäftigt geweſen, als daß er ſeine große Familie in Ordnung hätte erhalten können. Ueberdies haßte er alle Klagen und wollte, wenn er von ſeinen Geſchäften nach Hauſe zurückkehrte, nichts davon hören, wenn ſeine Frauen eine die andere beſchuldigten und Gerechtigkeit verlangten. Es kam bald ſo weit, daß er ſie alle für gleich ſtrafbar hielt und er trug kein Bedenken es ihnen zu ſagen.

„Ich will Euch ſagen, wie die Sache ſteht,“ ſagte er bei dieſen Gelegenheiten. „Ich mag nichts mehr von euern Krakehlereien hören, Ihr könnt alle recht gut zuſammenleben, wenn Ihr nur ſonſt wollt und Ihr ſollt es auch. Wenn ich wieder klagen höre, ſo prügele ich Euch alle nach der Reihe durch — da gebe ich Euch mein Wort darauf.“

Dieſes ſummariſche Verfahren brachte die Klagen einigermaßen zum Schweigen, obſchon dadurch die Urſache derſelben nicht entfernt ward, ſo daß nach wie vor Uneinigkeit und Unordnung herrſchten. Es fällt uns nicht ein, dieß Alles dem Manne zur Laſt legen zu wollen, denn es war etwas, was er eben der Natur der Sache nach nicht verhindern konnte.

Die Gemüther der Frauen laſſen ſich einmal nicht durch die Männer beherrſchen. Viele Männer finden es äußerſt ſchwierig nur mit einer einzigen Frau auszukommen. Was ſoll nun einer mit 12 oder 14 thun, die alle in einem Hauſe ſind, einander als ihres Gleichen betrachten und keine als ihre Vorgeſetzte reſpectiren wollen?

An dem fraglichen Morgen ſtand der Mormonenvater mitten in der Hausflur, nahm von jedem Mitglied ſeiner Familie einzeln Abſchied und ertheilte einem Jedem ſeinen Segen und ſeinen Rath. Die Weiber drängten ſich zu ihm, viele davon waren die häßlichſten Geſchöpfe, die man ſehen kann, einige groß, andere klein, mit blauen, grauen oder ſchwarzen Augen. Einige hatten Kinder, andere wiederum keine, alle aber lauerten mit eiferſüchtigen Augen, um zu ſehen, ob vielleicht eine vor der andern bevorzugt würde. Het, die Tyrannin des Hauſes, war ein großes ſtarkes Weib, mit einer Taille wie ein Syrupsfaß, einem ungeheuer großen Geſicht und häßlichen ſchielenden Augen. Die Schönheit

war ihr in jeder Geſtalt verhaßt, ganz beſonders aber in der menſchlichen.

„Nun, Hetty, ſei gut und mißhandele nicht die Schwächern.“ Hetty's Augen funkelten, aber ſie ſagte nichts. „Nicht wahr, Du wirſt mir gehorchen, damit Du nach dem Tode wieder zum Leben erwachſt und noch tauſend Jahre mit Chriſto herrſcheſt?“

Es lag wirklich ein Ausdruck der Befangenheit in ſeinem Geſicht, als er dieſe Frage that, denn er kannte das rachſüchtige Gemüth dieſes Weibes.

„Vielleicht thue ich es, vielleicht thue ich es auch nicht,“ antwortete ſie. Er berührte blos ihre Hände, es erfolgte aber kein Druck und keine Begrüßung mit den Lippen. Sie war offenbar zornig, ſagte aber nichts, ſondern machte einer andern Platz.

„Du biſt eine vernünftige Frau, Eliſe, thue das Beſte was Du kannſt,“ ſagte er.

„Es wird ſich unter den obwaltenden Umſtänden nicht viel thun laſſen,“ ſagte ſie.

Er drückte ihr die Hand und nahm ſo von einer nach der andern Abſchied. Keine von allen verrieth viel Trauer oder Gemüthsbewegung. Die Polygamie hatte nicht blos allen häuslichen Frieden, ſondern auch alle Zuneigung vernichtet — das war die natürliche Folge eines verwerflichen Syſtems. Blos die letzten Frauen, die er den Tag zuvor geheirathet, genoſſen die Ehre eines Kuſſes. Von den Kindern nahm er nicht einzeln Abſchied, ſondern wünſchte allen zuſammen Lebewohl und empfahl ihnen, folgſam und artig zu ſein, während er Gold ſuchte.

„Somit überläßt uns der Alte unſerm eignem Verderben,“ ſagte Hetty, ehe noch Weldy aus ihren Augen ent-

ſchwunden war. „Na, ich gedenke Königin zu ſein und zu thun was ich will. Ihr müßt Euch alle nach mir richten.“ Und mit dieſen Worten ſchweiften ihre Blicke von einem der verſammelten Geſichter zum andern und aus ihrem Augen funkelte die Bosheit. Hetty nahm ſofort Beſitz von dem beſten Zimmer im Hauſe und bildete eine Art Hof, indem ſie einige ihrer Colleginnen mit der Hausarbeit und andere mit der Aufſicht über die Kinder und noch Andere mit Beſchickung des Viehes beauftragte, während ſie vier oder fünf zu ihrer eigenen Bedienung reſervirte. Ihre Unterthanen aber waren hartnäckig und rebelliſch. Nur wenige verſtanden ſich dazu, ihre Autorität anzuerkennen und dieſe waren größtentheils Kinder, welche die Kraft ihres nervigen Armes bereits gefühlt hatten. Schläge und Stöße waren an der Tagesordnung, Haare wurden ausgerauft und manches Geſicht ſo zerſchlagen und zerkrazt, daß es ſich nicht mehr ähnlich ſah. Mit Ausnahme der beiden Schweſtern Melton, die an einem und demſelben Tage in dieſen Pfuhl der Verworfenheit gebracht wurden, haßten die Frauen einander und ſpielten gegenſeitig die Rolle von Verrätherinnen und Spionen. Dieß Alles war eine fruchtbare Quelle von Wortwechſeln und Thätigkeiten und führte endlich zu Tod und Verderben.

Hetty hatte, ſo häßlich und verächtlich ſie auch war, einen Liebhaber, mit welchem ſie bisweilen an einem abgelegenen Orte zuſammenkam, denn ſelbſt hier müſſen die Frauen ihre Untreue verheimlichen. Den Männern ſteht ein faſt unbeſchränktes Recht zur Züchtigung zu; ſie können die Frauen aus der Kirchengemeinſchaft ausſtoßen und ſich von ihnen ſcheiden laſſen, in welchem Falle ſie dann nicht verbunden ſind zu ihrer Ernährung beizutragen. Es ſteht ihnen frei, ſie einzuſperren und zu ſchlagen — mit einem Wort, das Weib iſt

in dieſem wie in jedem andern Falle der Willkühr des Mannes Preis gegeben. Nun war Hetty in Geſellſchaft ihres Liebhabers von zwei Indianerinnen geſehen worden, die ebenfalls Frauen von Weldy waren und eben die Kühe hüteten. Die Kenntniß dieſer Entdeckung flößte ihr Furcht vor dieſen Indianerinnen ein, bis zur Abreiſe Weldy's, wo dann ihre uneingeſchränkte Autorität begann. Dieſe Indianerinnen beſaßen alle charakteriſtiſchen Eigenſchaften ihres Volkes, beſonders auch die, daß ſie Beleidigungen niemals verziehen und eines Tages, als ſie die beſten Kühe ſich hatten verlaufen laſſen, erhielten ſie einen heftigen Verweis von Hetty, die ihnen mit Schlägen drohte.

Die Indianerinnen blieben ihr die Antwort nicht ſchuldig und klagten ſie vor dem ganzen Haushalte der Untreue gegen ihren Gatten an. Dieſe Anklage verſetzte Hetty in die größte Wuth; ſie packte die Indianerinnen am Haar, prügelte eine nach der andern tüchtig durch und drohte, wenn ſie jemals wieder ein Wort davon erwähnten, ſie in dem See zu erſäufen. Ob es ihr mit ihrer Drohung Ernſt war, läßt ſich bezweifeln. Die Indianerinnen waren jedoch nicht geſonnen, ihr Gelegenheit dazu zu geben. Sie trieben wie gewöhnlich die Kühe aus und Niemand ahnte die furchtbaren Gedanken, mit welchen ſie umgingen.

Den ganzen Tag ſuchten ſie in dem Thale eine Pflanze, von welcher ſie wußten, daß dieſelbe die Eigenſchaft beſaß, Jeden, der davon genoſſen, wahnſinnig zu machen. Ein ſolcher Unglücklicher offenbarte dann in dieſem Zuſtande alle ſeine Geheimniſſe, ſelbſt wenn es die nichtswürdigſten Verbrechen geweſen wären, und mußte endlich nach jahrelangen Leiden einen qualvollen Tod ſterben.

Dies ſchien den halb civiliſirten Kindern des Waldes eine

ganz vortreffliche Rache zu ſein, aber die Pflanze, welche die Eigenſchaft hatte, dieſe außerordentliche Krankheit hervorzubringen, war rar und nur an gewiſſen Stellen zu finden. Uebrigens machte auch der auffallende ſtarke und beißende Geruch, den ſie ausſtrömte, ihre Anwendung ſehr ſchwierig, wo nicht gefährlich. Sie erfuhren jedoch, daß, wenn man die Wurzel trockne und pulveriſire, dieſelbe, während ſie ihre giftigen Eigenſchaften bewahrte, doch dieſen eigenthümlichen Geruch verlor und wenn man ſie auf die Speiſen ſtreute, fälſchlich für Pfeffer und Senf angeſehen werden konnte.

Sie ſuchten mehrere Tage und ſammelten eine bedeutende Quantität. Ich ſah eine dieſer Indianerinnen mit einem ganzen Bündel davon auf den Armen, und die dunkelrothe Blume und das breite genarbte Blatt erregten meine Aufmerkſamkeit. Auf meine Frage, wie dieſe Blume heiße und welchen Gebrauch man davon mache, antwortete die Indianerin ausweichend und mit einem furchtbar heimtückiſchen Blicke. Ich fühlte mich angewidert und ging weiter, indem ich einen Theil der Blätter in der Hand behielt. Dieſe Blätter machten auf die Geruchsnerven gerade denſelben Eindruck wie Hirſchhorn; roch man aber länger daran, ſo trat eine ſeltſame unbegreifliche Heiterkeit des Gemüths ein. Unbeſchreiblich waren dann die Empfindungen, welche man erfuhr, und die phantaſtiſchen Erſcheinungen, welche jeden Sinn marterten.

Nachdem die Indianerinnen mit ihren Vorbereitungen fertig waren, ſtellte eine von ihnen ſich krank, um einen Vorwand zu haben und zu Hauſe bleiben zu können. Sie bot ſich an, ihr in der Küche mit zu helfen, und ihre Hülfe ward ohne den mindeſten Argwohn angenommen. In Abweſenheit der Köchin ſtreute ſie das Pulver der Pflanze in großer Menge beinahe über alle Speiſen, während ſie recht wohl wußte, daß

alle Perſonen des Haushalts, Frauen und Kinder, davon genießen würden. Während ſie wegen ihrer angeblichen Krankheit ſich des Eſſens enthielt, ſah ſie mit boshafter Freude ihre Nebenbuhlerinnen und Feindinnen das Gift verzehren und freute ſich im Stillen über das Gelingen ihrer entſetzlichen Rache. Wenige Minuten nach dem Genuſſe begannen Alle zu fühlen, daß etwas mit ihnen vorgegangen ſein müſſe, obſchon aber Alle mehr oder weniger afficirt waren, ſo waren doch die Symptome je nach der Conſtitution oder der genoſſenen Quantität verſchieden. Einige beklagten ſich über Schmerz und Schwindel im Kopfe und begannen dann laut zu ſchreien, ihre Kleider zu zerreißen, Schüſſeln und Teller zu zerſchlagen und dergleichen mehr. Andere duckten ſich in die Winkel, wo ſie die Zähne fletſchten wie Affen. Die Kinder tobten und ſchrien und rannten in dem Hauſe herum und auf der Gaſſe hin und her, zum unendlichen Entſetzen aller anſtändigen Leute, welche glaubten, daß blos ihre Kinder das Vorrecht hätten, auf den Straßen zu ſchreien.

Mrs. Bradiſh, welche regelmäßig ein Haus nach dem andern beſuchte, hatte ſich auch in Mr. Weldy's Haus eingefunden, in der Abſicht, hier den Nachmittag zuzubringen. Ihr Erſtaunen über den Auftritt, der ſich ihr darbot, läßt ſich eher denken als ſchildern. Iſt es wohl zu verwundern, daß ſie vor Entſetzen floh und die armen Leute ſich ſelbſt überließ? Der Wahnſinn hat unter andern auch die Eigenſchaft, daß er dem, der daran leidet, keine Ruhe läßt. Der Schlaf, nämlich der gute, natürliche, balſamiſche Schlaf, iſt dem Wahnſinnigen unbekannt. Phyſiſche Anſtrengungen und Erſchöpfung führt allerdings nach einiger Zeit einen Zuſtand herbei, welcher der Ruhe ähnlich iſt, aber wenig von ihrem Einfluß beſitzt, und noch weniger von ihren Wirkungen äußert. Das entflammte

und erhitzte Gehirn muß fortwährend thätig sein — Träume, schrecklicher als die wachende Phantasie sie hervorzubringen vermag, martern die ruhelosen Opfer, das entsetzlichste Alpdrücken quält sie und der Tod wäre einem solchen Leben tausendmal vorzuziehen.

Mrs. Bradish kam sofort in unser Haus. Mr. Ward, sagte sie, müsse mit ihr gehen, um zu sehen, was sich thun ließe. Der Fall war so außerordentlich, daß wir halb geneigt waren, die Geschichte nicht zu glauben und die Erzählerin selbst als ein wenig übergeschnappt zu betrachten.

„Als Sie hinkamen, waren die Leute noch gesund?" fragte Mr. Ward.

„Ganz gesund — wenigstens schien es so. Sie setzten sich eben zum Essen nieder."

„Und worin bestanden die ersten Symptome des Wahnsinns?"

„Die, welche zuerst gegessen, verzerrte das Gesicht, sprang dann auf und begann zu tanzen, als wenn sie von der Tarantel gestochen wäre. Gott stehe uns bei! Da drüben läuft eine davon!" fuhr sie fort, indem sie zum Fenster hinaussah.

Und in der That sahen wir die schöne Henriette Melton laut schreiend und heulend die Straße hinabrennen.

„Es nützt nichts, länger zu warten, Mr. Ward; gehe mit und sieh, was sich thun läßt," rieth ich.

Mr. Ward stand auf, nahm seinen Hut und forderte mich auf, ihn zu begleiten. Ich war sehr neugierig und fügte mich daher gern seinem Verlangen. Wir fanden in dem Hause Niemanden mehr anwesend, als die Indianerinnen, die in der Sprache ihres Volkes mit einander schwatzten. Der Tisch stand noch mitten in dem Zimmer und die Teller und Schüsseln gerade so, wie die Opfer des furchtbaren Giftes sie ver-

laſſen. Das Fleiſch hatte jedoch eine merkwürdige Farbe gewonnen und gab einen eigenthümlichen Geruch von ſich. Mr. Ward ſchnitt ein kleines Stück davon ab und warf es einem Hunde vor. Das Thier fraß es und begann faſt unmittelbar darauf furchtbar zu heulen, zu bellen, in die Luft emporzuſpringen und allerhand Capriolen zu machen. Wir konnten nun nicht länger daran zweifeln, daß die Speiſen vergiftet ſeien, und unſer Verdacht fiel natürlich auf die beiden Indianerinnen.

Mittlerweile hatte ſich eine bedeutende Menſchenmenge verſammelt und die beiden Indianerinnen wurden ſofort feſtgenommen. Sie waren eben beſchäftigt, die Schränke und Kiſten zu durchwühlen und die beſten und werthvollſten Sachen zuſammenzupacken, um wahrſcheinlich damit zu entfliehen. Anfangs leugneten ſie jede Mitſchuld an der ſchrecklichen That, als ſie aber ſahen, daß man ihnen nicht glaubte, legten ſie ein freies und offenes Geſtändniß ab. Das Volk verlangte ihre ſofortige Hinrichtung ohne irgend eine geſetzliche Form und ſie wurden nach einem Baume in dem Thale geführt und hier ohne Erbarmen aufgehängt. Ihr Schickſal war entſetzlich, aber doch weit weniger entſetzlich als das ihrer Schlachtopfer. Es gab in Utah weder Irren- noch Armenhäuſer, noch Spitäler, und einige von den Unglücklichen hatten Freunde, andere wiederum hatten keine. Viele rannten in die Wälder und verkrochen ſich in die Höhlen und Grotten der Gebirge und flohen mit wilder Haſt vor jedem menſchlichen Antlitz. Einige ſtarben und ihre bleichen Gerippe wurden von den Jägern gefunden. Andere wurden die Beute wilder Thiere. Bei den Kindern waren die Wirkungen weniger heftig und einige davon leben noch jetzt, obſchon verkümmert am Körper und geſchwächt am Geiſte.

Als Weldy aus Californien wiederkam, fand er ſeine Felder von Unkraut und Dorngebüſch überwuchert, ſeine Viehheerden liefen wild in den Wäldern umher und ſein Haus war der Wohnſitz von Eulen und Fledermäuſen. Hätte man Beweiſe von ſeinem Tode gehabt, ſo wäre ſein Beſitzthum zum Nutzen der Kirche confiscirt worden, ſo aber ließ man alles in Verfall gerathen und in Trümmer gehen.

„Was nützt es, vergoſſene Milch lange zu betrauern?“ war ſeine charakteriſtiſche Antwort, als man ihn von dem Vorfalle in Kenntniß ſetzte. „Ich habe meine Weiber eingebüßt, aber ich habe Gold erworben,“ und er ſchlug ſich auf die Taſchen. Und das Gold verſchaffte ihm auch wieder Weiber. Väter von heirathsfähigen Töchtern fragten, weshalb er nicht wieder heirathe, denn ſie wußten wohl, daß er etwas Ordentliches bezahlen konnte. Viele Mütter ſuchten dieſen ſchändlichen Handel zu verhindern, aber ihre Einwendungen zogen ihnen nur Vorwürfe und Scheltworte zu.

Fünfundvierzigſtes Kapitel.

Offenbarungen.

Ein Glück war es für alle Betheiligten, daß die rechtzeitige Entdeckung des Goldes in Californien die Aufmerkſamkeit der Mormonen aufweckte und ſo viele ihrer beſten Leute hinweglockte.

Dieſe fühlten, ſobald ſie dem Einfluſſe ihres Hohenprieſters einmal entrückt waren, daß ihr Eifer für die Kirche und Ausbreitung ihrer Grundſätze bedeutend abkühlte. Selbſt die

Anführer ſchämten ſich, als ſie ihre Projecte und Anſchläge vereitelt ſahen, ihrer Verbrechen und viele wendeten ſich wieder einer geſünderen Anſchauung zu.

Ganz beſonders war dies der Fall mit Mrs. Bradiſh, deren wirklich ſtarkes Gemüth ſich ſehr bald von den Wirkungen vereitelter Hoffnungen und getäuſchten Ehrgeizes erholte und die in Folge einer nicht ſelten vorkommenden Reaction der Anſichten wie aus einem Traume zu einer klaren Erkenntniß der Irrthümer erwachte, welchen ſie bis jetzt gehuldigt. Dieſe veränderte Geſinnung war von der tiefſten Reue begleitet. Der wahre Charakter der Mormonenanführer, mit welchen ſie ſich befreundet, an deren Betrügereien ſie Theil genommen und deren Verbrechen ſie mit verüben helfen, ſtieg in ſeiner ganzen häßlichen Geſtalt vor ihr auf und bitter waren die Thränen ihrer Reue und ihres Bedauerns.

„Und auch Ihr pecuniärer Verluſt, Madame," ſagte ich ihr eines Tages, als wir über dieſen Gegenſtand ſprachen, „auch Ihr pecuniärer Verluſt muß bedeutend geweſen ſein, denn ich glaube, ſie haben mir ſelbſt geſagt, daß Ihr ſchönes Vermögen größtentheils Zwecken der Kirche gewidmet worden ſei."

„Mein Verluſt an Vermögen iſt allerdings bedeutend geweſen," entgegnete ſie; „aber dies iſt nichts gegen den Verluſt an Redlichkeit und Gemüthsruhe, nichts gegen den Verluſt an Selbſtvertrauen. Ich bin von einem elenden Schurken getäuſcht worden, während ich feſt an meine eigene Schlauheit glaubte und das Ziel meines Ehrgeizes zu erreichen hoffte. Die erſten Anführer der Mormonen beſaßen eine eigenthümliche beſtrickende Kraft, welche ſie an Allen ausübten, die in das Bereich ihres Einfluſſes kamen, wodurch ſie Krankheiten zu heilen und Wunder zu thun vorgaben und die —"

„Jetzt allgemein unter dem Namen des Magnetismus bekannt iſt," ſagte ich ſie unterbrechend.

„Ganz richtig," antwortete ſie, „und dieſer geheimnißvolle Einfluß, der damals ſo wenig bekannt war, trug in nicht geringem Grade zu ſeinem Erfolge und dem Erfolge ſeiner Verbündeten bei.

„Das Räthſelhafte hierbei iſt nur, wie Smith zu der Kenntniß dieſes magnetiſchen Einfluſſes kam, ehe derſelbe allgemein bekannt ward."

„Das iſt für mich kein Räthſel," entgegnete ſie; „Smith erhielt dieſe Kenntniß und lernte alle Manipulationen von einem deutſchen Hauſirer, der ungeachtet ſeiner herabgekommenen Verhältniſſe ein Mann von bedeutenden Kenntniſſen und umfaſſender Gelehrſamkeit war. Smith bezahlte ihn ſehr gut und der Deutſche verſprach das Geheimniß zu bewahren."

„Und Sie?"

„Ich lernte die ganze Sache von den Aelteſten. Ich war zugegen, als Smith Mr. Ward in der Kunſt unterrichtete. Sie, Madame, wurden dieſem Einfluſſe ebenfalls unterworfen und ſo iſt es mit zehntauſend anderen der Fall geweſen, die keine Ahnung davon hatten. Diejenigen, welche die Erfahrenſten darunter ſind, werden gewöhnlich ausgeſendet, um unter den Ungläubigen zu predigen."

Mrs. Bradiſh bedeckte das Angeſicht mit den Händen und ſaß mehrere Minuten ſchweigend da.

„Die arme Ellen!" ſagte ſie endlich, „welch ein Schickſal war ihr beſchieden!"

„Und Mrs. Clarke!" bemerkte ich.

„Ich habe mich auf mehr als eine Weiſe ſehr an ihnen verſündigt, eben ſo wie auch an Ihnen, Mrs. Ward."

„An mir?"

„Ja! auch an Ihnen. Kennen Sie dieſen Brief?“ und ſie zog aus ihre Taſche ein Schreiben, welches ich ſofort als das erkannte, welches ich vor mehreren Jahren an meine Freunde abgeſendet. Groß war mein Erſtaunen, aber ſie ließ mir keine Zeit, das Wort zu ergreifen.

„Dieſer Brief iſt, wie ſie ſich leicht denken können, niemals abgeſendet worden. Sie können leicht denken, daß eine Ihnen ſehr naheſtehende und theure Perſon der Anſtifter dieſes Betrugs war.“

„Ja, das ſehe ich ein.“

„Mr. Ward traf Sie in jenem Poſtwagen, Sie gefielen ihm und er begann einen ſyſtematiſchen Betrug mit Ihnen zu ſpielen, um ſich in den Beſitz Ihrer Perſon zu ſetzen. Können Sie ihm verzeihen?“

„Ja, das kann ich, denn durch dieſen Betrug habe ich das Glück der Liebe genoſſen.“

„Können Sie auch mehr als dies verzeihen?“

„Ich glaube es!“

„Und könnten Sie dem Manne verzeihen, der Sie durch eine erlogene Ehe betrogen hat? Könnten Sie dies verzeihen?“

„Quälen Sie mich nicht mit ſolchen Fragen. Unſere Ehe war keine erlogene.“

„Und das haben Sie mir zu verdanken, denn Ihr Gatte hatte die Abſicht, Sie auf dieſe Weiſe zu betrügen und glaubte ſogar eine Zeit lang, es ſei wirklich geſchehen.“

„Iſt es möglich?“ fragte ich entſetzt über dieſe Verrätherei.

„Entſinnen Sie ſich nicht mehr Ihres Erſtaunens, daß Sie nicht aufgefordert wurden, die Verkaufsurkunde mit zu unterzeichnen, als Mr. Ward ſein Grundſtück verkaufte?“

„Allerdings entſinne ich mich deſſen.“

„Und dies iſt ein Beweis meiner Verſicherung, daß er Sie damals nicht als ſeine rechtmäßige Gattin betrachtete. Wie ſehr Mr. Ward Sie auch lieben mochte, ſo ſtanden ihm die Intereſſen des Mormonismus doch höher und es lag in ſeiner Politik, auf dieſe Weiſe allen Ihren Anſprüchen zuvorzukommen, im Fall Sie ihn überlebten, denn er wünſchte, daß ſein Vermögen der Kirche zufallen ſollte.“

„Und Sie entdeckten dies?“

„Ich war die Vertraute aller ſeiner Pläne und beſchloß, gleich von Anfang an, daß an Ihnen kein Betrug verübt werden ſollte. Allerdings bedurfte es einiger Gewandheit, um eine wirkliche Magiſtratsperſon anſtatt der vermeintlichen, die er haben wollte, herbeizurufen, ohne daß er die Täuſchung bemerkte. Indeſſen es gelang mir und Sie wurden auf wirklich gültige Weiſe vermählt.“

„Weiß er es denn jetzt?“

„Allerdings und als ich ihn von der Wahrheit in Kenntniß ſetzte, dankte er mir tauſendmal und ſagte, ich hätte ihn glücklich gemacht und eine ſchwere Laſt der Schuld von ſeinen Herzen genommen. Als Mr. Ward nämlich zu den Mormonen ging, hegte er ehrgeizige Abſichten und wünſchte Anführer zu ſein und demzufolge war er entſchloſſen, alle ſeine pecuniären Mittel mit darauf zu verwenden. Da ihm dies nicht gelang und ſein beſſeres Gefühl wieder die Oberhand gewann, ſo begann er auch das Unrecht zu bereuen, welches er an Ihnen hatte verüben wollen und welches durch meine Vermittelung abgewendet worden war.“

Ich dankte ihr für das Intereſſe, welches ſie zu meinem Gunſten an den Tag gelegt.

„O, es iſt nichts,“ antwortete ſie, „und dennoch wünſche

ich, daß Sie mich in gutem Andenken behalten, wenn ich nicht mehr da bin."

„Wo wollen Sie denn hin?"

„Nach Californien, dem Goldlande."

„Aber welche Beschäftigung können Sie dort finden?

„Nach allen Berichten, die mir von dorther zugekommen sind, sehr viel. Die Stillman's und Mrs. Beardsley gehen ebenfalls hin. Auch Harmer beabsichtigt dies, obschon er erst Emily ausfindig zu machen wünscht."

Hier schlug ein helles, silbernes, fröhliches Gelächter an unser Ohr. Wir schauten nach der Thür hin, woher es kam und bemerkten eine Gestalt, die halb hinter einem großen Busch mexicanischer Rosen verborgen war.

„Zeigen Sie sich," sagte Mrs. Bradish, indem sie die Gestalt in ihre Arme faßte und ihr die Hände von dem erröthenden Antlitz zog.

„Emily, ist es möglich! Wo sind Sie gewesen, Kind?"

„Gefangen gewiß nicht, nach Ihrem fröhlichen Antlitz zu urtheilen," sagte Mrs. Bradish. Und allerdings war Emily's Antlitz das Ebenbild des Frohsinns. Mrs. Bradish zog sie in das Haus und ließ sie auf einen Stuhl niedersetzen.

„Nun erzählen Sie uns, wo Sie gewesen sind," sagte sie.

„Das kann ich nicht," antwortete sie.

„Wir wissen schon etwas davon," sagte ich. „Sie wurden von den Indianern entführt."

„Welche es endlich müde wurden, Sie länger zu hüten und Sie deshalb wieder zurückbrachten," sagte Mrs. Bradish; „uns hat es nicht wenig Unruhe gebracht und Einige haben sogar den Tod davon gehabt."

Es ist nicht nöthig, hier das lange Gespräch mitzutheilen, welches folgte, oder die wechselseitigen Erklärungen, die auf

beiden Seiten verlangt und gegeben wurden. Emily verhielt ſich jedoch über viele Punkte ſchweigend, über welche wir ſehr gern Aufſchluß gehabt hätten.

„Ich kann es Ihnen nicht ſagen," entgegnete ſie, „ich kann nicht, weil es nachtheilige Folgen für meinen Vater haben könnte."

„Ihren Vater?"

„Ja, unter meinen andern Abenteuern habe ich auch dieſen entdeckt."

„Und er iſt kein anderer," ſagte Mr. Bradiſh, „als der berühmte und furchtbare Anführer der Mormonen, Brigham. Ich habe dies längſt vermuthet."

„Ganz richtig," ſagte Emily. „Es iſt dies ein Umſtand, der mich mit Kummer und Freude zugleich erfüllt. Ich empfinde jetzt nicht mehr jenes Gefühl von Einſamkeit, welches die Erinnerung an meine verlaſſene ſchutzloſe Lage zu begleiten pflegte, denn er erkennt mich als ſeine geſetzmäßige Tochter an. Er war geſetzmäßig mit meiner Mutter verheirathet, obſchon das Gerücht damals das Gegentheil behauptete und dennoch erfüllen mich die Umſtände, unter welchen ich dieſe Entdeckung machte, mit Kummer und Entſetzen."

Wir baten ſie, dieſe näheren Umſtände zu erzählen, aber ſie weigerte ſich beharrlich und nun erfuhren wir, daß Brigham ſeine Verwandtſchaft mit ihr erſt am Tage zuvor ermittelte, während er ihre Bewerbung um ihre Hand erneuerte, und daß der von ihrer Mutter ihr hinterlaſſene Brief von ihm als ein gültiger Beweis zur zweifelloſen Feſtſtellung der Thatſache betrachtet wurde.

„Und Sie waren wirklich in ſeinem Hauſe?" ſagte Mrs. Bradiſh, „ohne daß ſeine Frauen davon wußten?"

„Wenigſtens einen Theil der Zeit war ich in ſeinem Hauſe

und ſie wußten es alle," ſagte Emily. „Natürlich durften ſie das Geheimniß nicht ausplaudern, und nachdem ich in dieſem Hauſe gelebt, bin ich mehr als je von der Sünde und Schmach der Vielweiberei überzeugt."

„Und dennoch habe ich mehrere Frauen gehört, welche dieſes Inſtitut billigen."

„Aber Sie dürfen nicht vergeſſen, Mrs. Bradiſh," ſagte Emily, „daß nur ſehr wenige Frauen, welche die Uebel der Polygamie erfahren haben, in den Stand geſetzt geweſen ſind, ihre Geſinnungen auszuſprechen. So habe ich zum Beiſpiel eine Frau gekannt, welche, wie ich gewiß weiß, dieſes Inſtitut verabſcheuete und dennoch gezwungen ward, einen langen Brief an ihre Mutter zu ſchreiben, worin ſie ihre Lage als höchſt angenehm ſchilderte, obſchon ihr Gatte mehrere Frauen hatte. Und dieſer ſelbe Brief kam in die Zeitungen, machte die Runde durch die ganze Union und kam ſogar wieder nach Utah mit ihrer Namensunterſchrift, obſchon ſie keine Ahnung davon gehabt hatte, daß man einen ſolchen Gebrauch davon machen werde."

„Wir alle wiſſen, daß die Frauen hier zurückgeſetzt werden. Das Schlimmſte dabei iſt, daß ihnen keine geſetzliche Hülfe zur Seite ſteht. Das Aeußerſte und in der That das Beſte, was eine Frau hier thun kann, iſt, daß ſie ſich in ihre Umſtände fügt und mit ihrem Loos zufrieden iſt. Wer wollte ſich beklagen, wenn man weiß, daß durch Klagen die Sache nur noch ſchlimmer werden würde. Um die Polygamie richtig zu würdigen, muß man ſie aus eigener Anſchauung kennen gelernt haben. Man muß an demſelben Tiſche ſitzen, wo ein Dutzend Frauen und eine Menge Kinder eines und deſſelben Mannes ihre täglichen Mahlzeiten zu ſich nehmen; man muß ſehen, wie dieſe Frauen ſich auf eine Weiſe anfeinden, die

ſelbſt die äußerſte Autorität des Mannes, Schläge, Einkerkerung und Scheidung nicht zu unterdrücken vermögen."

„Und dennoch geht die ganze Tendenz des Mormonismus darauf hin, dieſes Syſtem zu einem dauernden zu machen."

„Das iſt allerdings der Fall; man will die Frauen in einen Zuſtand der Hilfloſigkeit und Abhängigkeit verſetzen. Schon jetzt muß eine Frau, wenn ſie nicht umkommen will, einen Gatten und Vater haben, der ihr Nahrung und Kleidung gewährt. Eine lohnende Beſchäftigung iſt ihr nicht möglich, denn von Arbeitslohn iſt nicht die Rede. Wenn ein Mann weibliche Arbeiten verrichtet zu haben wünſcht, ſo nimmt er noch eine Frau, die von ihm weiter nichts zu fordern hat, als ihre Ernährung. Wenn eine Frau mit ihrem Looſe unzufrieden wird, ſo trennt ſich der Mann von ihr und wie ſoll ſie dann leben? Sie muß betteln. Aber das Geſetz verbietet das Betteln, das Geſetz verbietet die Unterſtützung herumziehender geſchiedener Frauen und es iſt kein öffentliches Geſetz, welches der Kritik unterworfen wäre, ſondern ein Geſetz der Kirche, welches eben ſo mächtig und noch gefährlicher iſt, weil es heimlich iſt."

„Und dennoch wollen Sie heirathen?" ſagte Mrs. Bradiſh; „ohne Zweifel erwarten Sie, daß Ihr Gatte ſo gut und ſo liebevoll ſein wird, Sie niemals durch die Nähe eines andern Weibes zu betrüben."

„Ich werde es ihm unmöglich machen, ſolches zu thun," erwiederte Emily. „In wenig Tagen verlaſſe ich Utah, um nach Californien zu gehen."

„Und wird Harmer mit Ihnen gehen?"

„Das wird allerdings beabſichtigt."

„Alſo haben Sie ſchon mit ihm geſprochen?"

„Ja wohl. Er kam heute früh in Geſchäften in das Haus

meines Vaters. Ich ſaß in dem gewöhnlichen Empfangszimmer zu ſeinen Füßen. Aus unſerer anſcheinenden Vertraulichkeit ſchloß er, daß die Verbindung, der er ſo abgeneigt war, wirklich vollzogen worden ſei. Ich erhob mich jedoch ſofort, reichte ihm die Hand und ſtellte ihm meinen Vater vor. Sein Erſtaunen läßt ſich eher denken als ſchildern. Es wich jedoch den lebhafteſten Empfindungen der Freude als der alte Herr verſprach, unſern Bund zu ſegnen und ſogar froh zu ſein ſchien auf dieſe Weiſe einen Vorwand zu haben, ſich unſerer zu entledigen."

„Iſt er von Ihrer bevorſtehenden Abreiſe unterrichtet?"

„Allerdings und er iſt nicht blos damit einverſtanden, ſondern ſagte, er hoffe, daß auch Alle, die mit ſeiner Regierung unzufrieden ſeien uns begleiten möchten, denn er wünſche, daß nur Gläubige die Stadt der Heiligen bewohnten."

„Der Himmel gebe, daß Alles ſo kommen möge wie Sie es wünſchen, doch iſt es wohl zu entſchuldigen, wenn ich meine Zweifel habe. Auf dieſer Welt iſt Alles außerordentlich ungewiß," ſagte ich.

In dieſem Augenblick traten Mr. Ward und mehrere Andere herein. Sie wünſchten Emily alles Glück zu ihrer anerkannten Verwandtſchaft, ſo wie zu ihrer bevorſtehenden Vermählung und der Ausſicht zu ihrem künftigen Aufenthalte in dem Goldlande. Mrs. Bradiſh ſchien munterer und lebhafter zu ſein, als ich ſie ſeit einiger Zeit geſehen, ſprach von ihren wahrſcheinlichen Abenteuern beim Uebergange über die Schneegebirge und ihrer Hoffnung in den „Diggings" recht bald eine goldene Ernte einzuſammeln.

Sechsundvierzigſtes Kapitel.

Geheimniſſe.

Mit meinem Aufenthalte unter den Mormonen hatte ich mit ihnen ſo wenig allgemeinen Verkehr als möglich, beſuchte ſelten ihre Verſammlungen und erfuhr nichts von ihren politiſchen oder kirchlichen Angelegenheiten, wenn nicht der Zufall etwas davon zu meiner Kenntniß brachte. Ich war keine Anhängerin ihrer Lehren und war es nie geweſen und hätte blind und taub ſein müſſen, wenn ich nicht bemerkt hätte, daß das ganze Syſtem ſich auf nichts als Gaukelei und Betrug gründete und daß alle mögliche geheime Künſte angewendet wurden, um die Schwachen, die Harmloſen und die Unvorſichtigen zu hintergehen und zu täuſchen. Eins aber konnte ich nicht ergründen, ein Geheimniß war mir gänzlich unlösbar und obſchon ich von Natur nicht argwöhniſch oder mißtrauiſch bin, ſo war es mir doch unmöglich, mich in dieſer Beziehung eines ſchweren Verdachtes zu erwehren.

Mehrere Umſtände, die einzeln genommen ziemlich unwichtig erſchienen, aber im Ganzen betrachtet, eine große Bedeutung erlangten, hatten mich auf den Verdacht gebracht, daß die Kirche der Mormonen der Mittelpunkt einer geheimen Organiſation ſei, deren Pläne und Complotte der ſchwärzeſten Gattung angehörten. Ich wußte daß ſeit vielen Jahren der Abſchaum der Geſellſchaft, freigelaſſene Gefangene und grau

gewordene Verbrecher ungehinderte Aufnahme fanden. Ich hatte Kenntniß von politiſchen Machinationen und Raubzügen gegen die hülfloſen nichtsahnenden Auswanderer und dennoch hatte ich gehofft, daß dieſe Dinge ihren Grund mehr in den perſönlichen übeln Geſinnungen der Anführer der Mormonen hätten, als in der unbedingten und unveränderlichen Natur der Grundſätze der Mormonenkirche. Ich wußte, daß etwas, das an und für ſich rein und himmliſch iſt, gemißbraucht werden kann, um die Pläne der Böſen zu begünſtigen, ich begann zu argwöhnen und entdeckte auch endlich, daß die Wurzel des Uebels in dem Mormonismus ſelbſt lag, daß ein Mormone, wenn er den Principien ſeiner Kirche gemäß handelte, heuchleriſch, ſinnlich und alles Gewiſſens bar ſein mußte. Gehörte mein Gatte auch dieſer Klaſſe an?

„Sprich nicht ſchlecht von einer Brücke, die Dich ſicher hinüber führt," iſt ein altes Sprüchwort, und wenigſtens war er mir ſtets mit Freundlichkeit und Zuneigung begegnet. Jetzt aber gedachte ich der Mittheilungen, die Mrs. Bradiſh mir gemacht, des Betrugs, den er mir bei unſerer erſten Bekanntſchaft geſpielt und der nur ein Beweis mehr zu ſein ſchien — doch es geziemt einem Weibe nicht, ſchlecht von ihrem Gatten zu ſprechen. Bei mehreren Gelegenheiten hatte ich das geheimnißvolle und unerklärliche Verſchwinden mehrerer Perſonen bemerkt. Es waren dies keine ſpeziellen oder intimen Freunde von mir geweſen, auch hatten ſie nicht dem Kreiſe angehört, in welchem ich mich zu bewegen pflegte, ſondern es waren Leute geweſen, deren Geſichter mir bekannt waren, weil ſie mir zuweilen auf der Straße begegneten und deren Namen ich hatte nennen hören. Und dennoch rief dieſes unerklärliche Verſchwinden niemals eine Bemerkung oder Nachforſchung hervor, nämlich nicht von Seiten Derer, welche

die Sache hätten in die Hand nehmen ſollen. Sie waren weg und damit war die Sache zu Ende. Wo ſie aber waren und wer ſie hinweggezaubert hatte, das war eine andere Frage. In allen Fällen aber waren die auf ſo geheimnißvolle Weiſe entfernten Perſonen Feinde der Perſon oder der Regierung Brigham's und zuweilen war bekannt, daß ſie darnach getrachtet hätten, ihn zu verdrängen oder ſeine Herrſchaft zu theilen. Lawrence und Irene gehörten mit zu dieſer Zahl. Sie hatten mit einander in einem kleinen Hauſe gewohnt und man ſah Irene täglich mit ihm in dem kleinen Garten ſpazieren gehen. Plötzlich aber war die Thür ihres Hauſes verſchloſſen, ihr Garten war einſam und ihre Hausthiere liefen frei umher, bis ſie auf Befehl der Kirche aufgefangen wurden. Nach den Eigenthümern aber ließ die Kirche keine Nachforſchung anſtellen. Mr. Ward ſagte, ſie ſeien vielleicht verreiſt. Uebrigens ſagte er, begriffe er nicht, wie man ihn fragen könne, wo dieſe Leute wären, da er doch nicht ihr Hüter ſei.

Dieſe war die Sprache Kains. Aber ich verbannte den Gedanken. Eben ſo geheimnißvoll war das Verſchwinden Anderer geweſen. Ein liebenswürdiger junger Mann, der mit einer Geſellſchaft Auswanderer Utah beſucht hatte, lernte ein junges Mädchen lieben, welches einer Mormonenfamilie angehörte, obſchon ſie nicht Tochter des Hauſes war. Seine Neigung ward von der jungen Dame erwiedert, deren Hand ein Mormonenälteſter begehrte, obſchon er bereits neun Frauen beſaß. Keine Gefahren ahnend und nur an die Befriedigung ſeiner Leidenſchaft denkend, blieb der junge Mann, während ſeine Freunde ihre Reiſe weiter fortſetzten, in Utah zurück. Arabel war von Anbeginn ſeiner Aufmerkſamkeit an ſtreng überwacht worden, aber die Liebe ſpottet aller Wachſamkeit und ſie hatten eine Flucht ſchon verabredet. Dieſe war auf

eine unerklärliche Weiſe verrathen worden und die junge Dame ſprang aus dem Fenſter des Zimmers, in welchem ſie gefangen gehalten ward, nicht in die Arme ihres Geliebten, ſondern in die des Mannes, den ſie haßte und verabſcheuete. Aber wo war ihr Geliebter? Noch bis auf den heutigen Tag weiß es Niemand, obſchon es Perſonen giebt, deren Wangen bei Nennung ſeines Namens erbleichen. Mehrere Frauen verſchwanden auf dieſelbe Weiſe, größtentheils waren es unzufriedene Ehefrauen. Brigham erklärte in einer unter ſeiner Oberaufſicht ſtehenden Zeitung ſehr lakoniſch, die Indianer ſtellten den Frauen der Mormonen ſehr nach und wenn die Männer ihre Weiber nicht ſorgfältiger in Acht nähmen, ſo würden noch mehrere davon verloren gehen. Merkwürdig aber war es doch, daß die Indianer blos ſolchen Frauen nachſtellten, die ihren Ehemännern anſtößig und unbequem waren.

Eine junge ſehr einnehmende Dame kam mit einem Auswandererzug an, deſſen Reiſeziel Oregon war. Sie ward mit einem Manne bekannt, der, wie er vorgab, noch unverheirathet und im Beſitz eines großen Vermögens war. Es wurden noch andere Künſte und Intriguen in Anwendung gebracht und endlich willigte ſie ein, ſeine Gattin zu werden. An einem Morgen fand die Vermählung ſtatt und noch an demſelben Tage ſetzten ihre Freunde ihre Reiſe fort. Man denke ſich aber die Beſtürzung und das Erſtaunen der jungen Frau, als ſie in das Haus ihres Bräutigams trat und daſſelbe bereits von einem Weibe bewohnt fand, deſſen ganzes Ausſehen das Gemüth einer Tigerin verrieth. Sie nahm von der neuen Gattin keine weitere Notiz, als dieſe ihr befahl, in die Küche zu gehen und nicht zu vergeſſen, daß dies hinfort ihr Platz ſei. Julie ſah ihren Gatten an.

„Margarethe hat Recht, liebes Kind,“ ſagte er; „Du

mußt ihr ſtets gehorchen, denn nur unter dieſer Bedingung hat ſie darein gewilligt, daß ich Dich hierherbringe.“

Julie war zu bekümmert, als daß ſie hätte ſprechen können und begab ſich in die Küche, wie ihr befohlen worden. Von dieſer Stunde an tyranniſirte die erſte Frau die zweite auf eine Weiſe, welche faſt allen Glauben überſteigt. Vergebens bat Julie ihren Gatten um Hülfe und Schutz.

„Die erſte Pflicht des Weibes iſt Gehorſam.“

„Gehorſam gegen Dich,“ entgegnete Julie.

„Gehorſam gegen mich ſchließt auch Gehorſam gegen ſie ein,“ ſagte er; „denn es iſt mein Befehl, daß Du Margarethen gehorchen und dienen ſollſt; behellige mich aber nicht mit ſolchen Beſchwerden.“

Und auf ſolche Weiſe war Julie gezwungen, ſchwere Hausarbeiten zu verrichten und mußte ſich nicht ſelten körperliche Züchtigungen der empörendſten Art gefallen laſſen. Obſchon nämlich die Geſetze des Mormonismus verbieten, daß eine Frau die andere ſtrafe, ſo ſteht es doch dem Gatten vollkommen frei, dieſe Geſetze jeden Augenblick zu ſuſpendiren, wenn er es für nöthig findet.

Julie fand, daß das Elend ihrer Lage ſich mit jedem Tage vermehrte und ſetzte endlich ihren Gatten in Kenntniß, daß ſie ſich entſchloſſen habe, ihn mit dem erſten Auswandererzuge, welcher durchkäme und welcher täglich erwartet ward, zu verlaſſen. Der Mann war damit einverſtanden, ſagte er wolle ihr das dazu nöthige Geld geben und ſchien vollkommen zufriedengeſtellt. Zwei oder drei Abende ſpäter verſchwand ſie und niemals ward wieder etwas von ihr gehört und geſehen. Einige der Frauen gaben ihr Erſtaunen darüber zu erkennen, wurden aber durch einen Aelteſten zum Schweigen gebracht, welcher ihnen verſicherte, ſie ſei leibhaft vom Satan geholt

worden, weil ſie ſich erdreiſtet, mit ihrem glücklichen Looſe unter den Kindern Gottes unzufrieden zu ſein.

Eine andere Quelle des Schreckens war die fortwährende Ausübung des Lynchgeſetzes und auch hier waren größtentheils die Frauen die Schlachtopfer. Beging eine Frau irgend etwas, wodurch die Polygamie in Mißcredit gebracht ward, entlarvte ſie die Sinnlichkeit eines Aelteſten oder gab ſie Mißbilligung des beſtehenden Standes der Dinge zu erkennen, ſo ſtand zu erwarten, daß ſie von irgend einer gräßlichen Strafe ereilt ward ſobald den Heiligen und Auserwählten etwas zu Ohren kam. In dieſer Beziehung geſtalteten ſich die Dinge täglich und faſt ſtündlich ſchlimmer.

Bei unſerer erſten Ankunft am Salzſee und einige Zeit nachher genoſſen wir einen ziemlichen Grad von Freiheit. Allmählig aber wurden die Zügel immer ſtraffer angezogen, bis es endlich ſchien, als ob ſogar unſere Gedanken einer geheimen Ueberwachung unterworfen wären. Und das Schlimmſte hierbei war das tiefe unergründliche Geheimniß, welches in dieſen Dingen obwaltete. Strafen wurden vollſtreckt wegen unüberlegt ausgeſprochener Worte lange nachdem die Worte und die Gelegenheit dazu vergeſſen waren. Das Lynchgeſetz ward unbarmherzig an hülfloſen Schlachtopfern vollzogen die von den Verbrechen, deren man ſie beſchuldigte, gar keine Kenntniß hatten. Wenige Frauen die auf dieſe Weiſe gezüchtigt wurden, erholten ſich wieder von den Folgen und viele wurden aus purer Furcht davor halb wahnſinnig. Eine arme Frau, welche im Beiſein eines Mormonenälteſten zu einem Auswanderer geſagt hatte, die Vielweiberei ſei ein abſcheuliches Inſtitut und die zum Beweiſe deſſen einige ihrer Leiden und Anfechtungen erzählt, ward eines Nachts, als ſie ausging Waſſer zu holen, gepackt, geknebelt, eine halbe Stunde weit

in den Wald geſchleppt, nackt ausgezogen, an einen Baum gebunden und blutig gepeitſcht, worauf man ſie verließ bis die nächſte Nacht, wo dann ihre Peiniger wiederkamen, ſie nach dem Hauſe ihres Gatten trugen und ſie auf die Thürſchwelle legten wo ſie bis den nächſten Morgen liegen blieb. Ließ ſich wohl erwarten, daß ſie ſich von einer ſo grauſamen Mißhandlung wieder erholte? Sie blieb lange Zeit krank. Die übrigen Frauen ihres Mannes weigerten ſich, ſie zu warten und zu pflegen und endlich ſtarb ſie.

Eine andere Frau ward, als ſie in der Abenddämmerung nach Hauſe 'ging, von einem Reiter plötzlich auf's Pferd gehoben, an einen abgelegenen Ort gebracht und an Mund und Zunge mit einem glühenden Eiſen gebrannt, obſchon man ſich weigerte, ihr zu ſagen, was ſie verbrochen und ſie ſich ſelbſt keines Vergehens bewußt war.

Solche Dinge kamen durchaus nicht ſelten, ſondern ſehr häufig vor und der weibliche Theil der Bevölkerung ſchwebte daher ſtets in Furcht und Zittern.

Es dauerte lange, ehe ich mich vollſtändig überzeugte, daß alle dieſe Dinge das Ergebniß eines ſyſtematiſchen Planes ſei. Die Männer, das wußte ich, beſaßen faſt unumſchränkte Gewalt in Bezug auf Beſtrafung der Frauen. Dieſes Lynchen aber, welches erſt in neuerer Zeit aufgekommen war, erfüllte jede mit zehnfacher Angſt wegen des Geheimniſſes, welches dabei obwaltete und nachdem es einmal in Aufnahme gekommen, ſo verdrängte es bald alle andern Strafen durch Scheidung, Schläge oder einſame Haft. Wenigſtens ſchien dies der Fall zu ſein, denn nachdem das Lynchen mode geworden war, hörten wir noch ſehr wenig von häuslichen Züchtigungen und dies ſah allerdings aus als ob die ganze Sache heim-

lich ſo verabredet ſei. Kein Wunder, daß die bravſten Frauen von fortwährender Angſt und Furcht gepeinigt wurden.

Bei dieſem Stande der Dinge kann man ſich nicht wundern, wenn ich fürchtete, daß die mir befreundeten Perſonen, welche ſich eben zur Reiſe nach Californien rüſteten, plötzlich auf eine geheimnißvolle und unerklärliche Weiſe aus dem Wege geräumt würden. Einmal wagte ich ſogar, Mr. Ward dieſe Befürchtung zu erkennen zu geben.

Er ſah mich mit prüfendem und forſchendem Blicke an. „Warum fürchteſt Du das?“ fragte er.

„Weil andere eben ſo plötzlich und ſeltſam verſchwunden ſind und —“

„Nun was?“

„Ich weiß es ſelbſt nicht, es iſt als ob eine geheime Ahnung —“

„Ich glaube nicht an Ahnungen,“ ſagte er finſter, und damit war das Geſpräch zu Ende.

Einige Tage darauf kam er zu mir, während ich allein in meinem kleinen Zimmer ſaß und ſagte:

„Marje, ich habe Dir etwas Wichtiges mitzutheilen. Es iſt um Deiner eigenen Sicherheit und um Deines Wohles willen nöthig, daß Du mich anhörſt. Tauſend unbeſtimmte Befürchtungen, tauſend entſetzliche argwöhniſche Gedanken durchzuckten mein Gehirn; mein Kopf ſchwindelte, es ward mir übel, meine Augen umflorten ſich und ich wäre niedergeſunken, wenn mein Gatte nicht herbeigeſprungen wäre und mich nicht in ſeine Arme gefaßt hätte.“

„Du brauchſt nicht zu erſchrecken,“ ſagte er in beſänftigendem Tone; „ich wünſchte Dir blos einen Rath zu ertheilen. Marie, liebe Frau, du biſt in Deinen Reden etwas unvorſichtig geweſen.“

Ich fühlte, daß hierin etwas Wahres liegen könnte, obſchon ich vor Aufregung keines Wortes mächtig geweſen war.

„Zittre nur nicht, Marie, es will Dir Niemand etwas zu leide thun," ſagte er, „aber verſtehſt Du etwas von Mormonismus."

„Etwas, aber ſehr wenig," flüſterte ich, „Du weißt, daß ich ihre Verſammlungen ſehr wenig beſuche."

„Du weißt etwas und muthmaßt etwas, nicht wahr?" und ſeine Augen ſuchten die meinen. Ich konnte ihren Anblick nicht ertragen.

„Was ſoll ich muthmaßen?"

Einen Augenblick lang ward ſein Geſicht zornig und nahm dann einen ernſten Ausdruck an.

„Dieſes Wortſpiel iſt durchaus nicht am rechten Orte und es iſt vergeblich, wenn Du verſuchſt mich zu täuſchen. Ich weiß recht wohl, was Du argwohnſt und nun antworte mir offen, haſt Du dieſen Argwohn gegen Jemanden ausgeſprochen?"

„Ich kann mich nicht genau beſinnen, was ich vielleicht geſagt habe, doch glaube ich nicht, daß mir meine Aeußerung hierüber entfallen iſt. Aber geſetzt, es wäre auch der Fall geweſen, was wäre denn auch dabei?"

„Das kann ich nicht genau ſagen," entgegnete Mr. Ward; „aber Du haſt Augen und mußt doch blind ſein, Du haſt Ohren, darfſt aber nicht hören, Du haſt Verſtand, darfſt Dir aber nichts davon merken laſſen. Was Du argwohnen magſt, ſo ſprich doch nicht dieſen Argwohn aus; was Du auch denkſt, ſo kleide es doch niemals in Worte. Es iſt dies der einzige Weg, den Du oder ſonſt Jemand mit Sicherheit wandeln kannſt."

„Aber, lieber Ward, willſt Du mir nicht ſagen, warum ich das thun ſoll?“

„Ich darf nicht! meine Liebe, aber verlaß Dich darauf, es iſt ſo!“

„Ich glaube es wohl, aber darf ich noch eine Frage an Dich richten?“

„Ja, meine Liebe, ein Dutzend, wenn Du willſt.“

„Und wirſt Du ſie mir der Wahrheit gemäß beantworten?“

„Wahrſcheinlich, wenn es mit meinen Pflichten vereinbar iſt! Ich habe nämlich Verbindlichkeiten übernommen, über die ich mich nicht ausſprechen kann noch darf; Du darfſt mich nicht einmal in Verſuchung bringen, dieſe Verbindlichkeiten zu übertreten, weil — weil — doch es kommt nichts darauf an — es iſt ein vollgültiger Grund vorhanden, über den ich mich nicht weiter ausſprechen kann.“

„Du weißt, lieber Ward, daß viele Perſonen plötzlich und auf geheimnißvolle Weiſe verſchwunden ſind. In der That ſcheint es bald, als dürfte man ſich nach Einbruch des Abends nicht mehr aus dem Hauſe wagen, wenn man ſich nicht der größten Gefahr ausſetzen will. Iſt dies nicht ſo?“

„Allerdings,“ ſagte Mrs. Ward und bedeckte das Geſicht mit den Händen.

„Viele arme Frauen ſind ſehr grauſam behandelt worden, ohne zu wiſſen, wofür ſie litten und wer ihre Peiniger waren. Nun möchte ich nämlich wiſſen, ob dieſe Handlungen ihren Grund in perſönlicher Bosheit und Rachſucht haben oder ob die Kirche ſie anbefohlen hat, um dadurch Gehorſamkeit zu erzwingen.“

„Das kann ich nicht ſagen, Marie.“

„Weißt Du es wirklich nicht, lieber Ward?“

„Selbſt zugegeben, daß ich es wüßte, ſo darf ich es doch nicht ſagen.“

„Dann iſt es alſo die Kirche, denn wenn die Schuld auf unverantwortlichen Schultern laſtete, ſo würdeſt Du mir es gewiß ohne Weiteres ſagen.“

„Du gehſt von falſchen Vorausſetzungen aus und Deine Schlüſſe ſind übereilt,“ ſagte Mr. Ward, „hüte Dich aber vor Neugier. Neugier war die Sünde, welche unſere erſten Eltern in's Verderben ſtürzte.“

„Aber wie kann ich umhin, Neugier zu empfinden, wenn ſo ſeltſame Dinge vorgehen?“

„Es iſt in Utah nicht ſo auffallend, wenn widerſpenſtige Frauen gezüchtigt werden, meinſt Du nicht auch?“ ſagte Mr. in ziemlich ernſthaftem Tone.

„Nein, Mr. Ward, es iſt allerdings nicht auffallend und eben das häufige Vorkommen ſolcher Beſtrafungen hat mich mit den größten Befürchtungen erfüllt.“

„Und dennoch, liebes Kind, mußt Du wiſſen, daß die Franzoſen ſolche Muſterbilder von Liebenswürdigkeit und Gehorſam ſind, wie ſie ſein ſollten. Denke an Mrs. Foſter und an das furchtbare Verbrechen, welches ſie beging. Verdiente dieſes vielleicht keine Strafe?“

„Ihr Gatte hatte die erſte Schuld, weil er ihr Gelegenheit gab, dieſes Verbrechen zu begehen.“

„Nein, nein, mit einem ſolchen Raiſonnement kommſt Du nicht durch.“

„Aber ich muß damit durchkommen, weil es die Wahrheit iſt. Mrs. Foſter war in einem Lande erzogen und verheirathet, wo das Geſetz, das Evangelium und alles andere die Vielweiberei als ein großes Verbrechen betrachtet. Sie erfüllte alle Pflichten eines Weibes auf die untadelhafteſte Weiſe ſo lange

ihr Gatte ihr treu blieb. Plötzlich aber bringt er ſie hierher und beleidigt ihr Gerechtigkeit- und Schicklichkeitsgefühl dadurch, daß er noch eine Frau nimmt und zwar ein ſchwächliches kränkliches Geſchöpf, und nicht im Stande, ſich oder die Kinder zu verſorgen, die ſie jährlich zur Welt brachte. Auf dieſe Weiſe ſah ſich Mrs. Foſter genöthigt, alle Hausarbeiten zu verrichten, ihre Nebenbuhlerin zu pflegen und der Sklave der Kinder dieſer Nebenbuhlerin zu ſein. Es war keine Ausſicht auf Entrinnen und keine andere Möglichkeit zu einem Auswege vorhanden, als nur durch den Tod. Manche Frauen hätten ſich vielleicht ſelber das Leben genommen, Mrs. Foſter wollte lieber die Urſache ihres Ungemachs beiſeite ſchaffen. Sie that es, ward bei dem Verbrechen ertappt und aufgehängt, nachdem man ſie vorher zum abſchreckenden Beiſpiele für andere Frauen auf das Fürchterlichſte gegeißelt."

„Und bedurften denn andere Frauen eines ſo abſchreckenden Beiſpiels?"

„Allerdings iſt dies meine Meinung und es muß auch die Deinige ſein; iſt ſie es nicht, ſo wirſt Du wohl daran thun, Dich nicht darüber auszuſprechen. So viel kann ich Dir ſagen, daß verdächtige Perſonen durch die Behörden der Kirche überwacht und die von der Kirche ausgeſprochenen Strafen auch vollſtreckt werden. Dabei aber iſt die ſtrengſte Geheimhaltung ein Theil unſerer Politik und die Kenntniß, die Du jetzt beſitzt, würde Dir, wenn Du ſie ausſprechen wollteſt, das Leben koſten."

„Mrs. Bradiſh und Mr. Harmer werden Eure Geheimniſſe ſchwerlich bewahren, wenn ſie in Californien ankommen. Auch Emily weiß mehr als ich. Wie ſteht es dann mit dieſen?"

„Wenn ſie nach Californien kommen," wiederholte Mr. Ward.

Dieſe Worte waren an und für ſich ſehr einfach, aber der Ton und der Blick, wovon ſie begleitet waren, flößten mir die bangſten Befürchtungen ein.

„Ja! wenn ſie dorthin kommen, Mr. Ward, oder wird man ſie daran verhindern?“

„Wie kann ich das wiſſen? Tauſenderlei Dinge, die ich nicht ändern kann, ſind ihnen daran vielleicht hinderlich. Der Himmel möge es geben, wenn ſie die Abſicht haben, der Kirche und den Heiligen Schaden zuzufügen. Indeſſen, im Grunde genommen,“ fuhr Mr. Ward fort, „obſchon ſie vielleicht viel muthmaßen, ſo wiſſen ſie doch ſehr wenig; und von unſeren geheimſten und wichtigſten Angelegenheiten haben Sie kaum eine Ahnung. Wir lernten bald mißtrauiſch gegen Mrs. Bradiſh ſein, denn wir ſahen gleich von Anfang an, daß ſie die Abſicht hatte, zuletzt zu herrſchen, und da wir dies wußten, ſo waren wir der Anſicht, — und die Umſtände haben die Richtigkeit unſeres Urtheils gerechtfertigt — daß ſobald ihre Pläne einmal vereitelt wären, ſie uns auch ohne Weiteres verlaſſen würde.“

„O wie wünſchte ich, daß ich mit ihr und ihren Begleitern auch gehen könnte, ſagte ich.

„Fühlſt Du Dich unglücklich, wie?“ fragte er.

„Perſönlich nicht, aber wohl in Hinblick auf meine Umgebung.“ Dieſer Ort hier iſt ein förmliches Sodom, das mußt Du ſelbſt einſehen. Wie unglücklich und elend ſind die Frauen, wie verwahrloſt die Kinder; was ſoll hier in dieſem Sündenpfuhl aus Deinen beiden Töchtern werden? Vielleicht das zehnte oder zwanzigſte Weib irgend eines ſinnlichen Thieres, welches nur nach Befriedigung ſeiner Gelüſte trachtet.“

„Ruhig, ruhig, ſagte Mr. Ward, wenn Du dies zu Je-

mand andern ſagen wollteſt; ſo würdeſt Du Dich einer unausbleiblichen Strafe ausſetzen."

„Das iſt eben der Grund, aus welchen ich fortzukommen wünſche."

„Selbſt dieſer Wunſch würde, wenn er bekannt wäre, als ein Verbrechen betrachtet werden."

„Aber was ſollen wir armen Frauen denn machen?"

„Ihr müßt mit Eurem Loos zufrieden ſein."

„Und wenn dies unmöglich iſt?"

„Schweig, Marie; ſchon mehr als einmal ſind Deine Worte weiter erzählt worden und ich habe allen meinen Einfluß aufbieten müſſen, um Dich vor Strafe zu retten. Lange würde mir dies nicht mehr möglich ſein. Ich erwähne dies, damit Du auf Deiner Hut biſt und Dich nicht unnöthig in Gefahr begiebſt."

„Aber wer hat denn meine Worte wiedererzählt?"

„Das weiß ich nicht; nach unſern Geſetzen wird kein Angeber genannt."

In dieſem Augenblicke kam Geſellſchaft. Ein Aelteſter war es mit ſeiner ſehr jugendlichen ſiebenten Frau. Dieſe entfernte ſich jedoch bald darauf, obſchon ihr Mann noch dablieb, um ſich mit Mr. Ward zu beſprechen und ich zog mich auf mein Zimmer zurück.

Siebenundvierzigſtes Kapitel.

Licht.

Unſere Zimmer befanden ſich in einem und demſelben Stockwerke und waren nur durch eine dünne Scheidewand getrennt; obſchon ich daher durchaus nicht die Abſicht hatte, das Geſpräch zu behorchen, ſo erlangte ich doch, ohne es zu wollen, Kenntniß davon. Es handelte ſich dabei nicht um theologiſche Gegenſtände, ſondern um die Enthüllung eines Verbrechens, deſſen Scheußlichkeit mich mit Entſetzen erfüllte.

Ein junger amerikaniſcher Offizier hatte vor einiger Zeit die Mormonenſtadt beſucht, ob in Geſchäften oder zum Vergnügen, weiß ich ſelbſt nicht. Nur wenige Perſonen befanden ſich in ſeiner Begleitung und dieſe wurden von den Aelteſten der Mormonen gaſtfreundlich empfangen und bewirthet. Guniſon, der Anführer, war ein Mann von Talenten, ein ſchlauer Beobachter und beſaß dabei einen nicht geringen Grad von jener weiblichen Untugend, die man Neugierde nennt. Er wußte, daß die Vielweiberei bei uns im Schwange war, ſchien aber durch die Berichte, welche ihm der männliche Theil der Bevölkerung darüber gab, ſo wie durch ihr Lob dieſes Inſtituts nicht befriedigt zu werden, und bemühte ſich daher auf verſchiedene Weiſe auch das Urtheil der Frauen darüber zu erfahren. Sobald ſeine Abſichten bekannt wurden, ward er der ſtrengſten Ueberwachung unterworfen, und keiner Frau erlaubt,

mit ihm zu ſprechen. Einige ſeiner Leute jedoch waren glücklicher und zwei von ihnen entdeckten weitläufige Verwandte, welche ſich über den Mormonismus und die Vielweiberei ausſprachen, dabei aber zugleich verlangten, daß man ſie wieder mitnehme, weil ihr Zuſtand unerträglich ſei und ſie lieber alle Strapazen der langen Rückreiſe zu der Welt und Civiliſation ertragen wollten, als noch länger unter den Mormonen bleiben. Vielleicht kannten dieſe Frauen die Gefahr nicht, welcher ſie dadurch ihre Freunde ausſetzten oder achteten bei ihrem lebhaftem Wunſche zu entfliehen, nicht hinreichend darauf. Vielleicht vertrauten ſie auf den Zufall oder auf die Vorſehung, und es gelang ihnen auch wirklich, glücklich aus der Salzſeeſtadt zu entkommen. Da man ihre Abweſenheit zu derſelben Zeit entdeckte, wo Guniſon abreiſte, ſo hatte man ihn natürlich ſogleich im Verdacht, daß er ſie entführt habe. Die Wuth der Aelteſten, als ſie dies erfuhren, kannte keine Grenzen. Sie ſprachen ſich über den tapfern Offizier und ſeine Begleiter auf die ſchmachvollſte Weiſe aus und es ward ſofort eine Verſammlung berufen.

So viel wußte ich damals, aber das Ergebniß dieſer Berathung und die Mordthaten, welche die Folge davon waren, erfuhr ich erſt aus dem vorhin angedeuteten Geſpräch. Es ergab ſich ferner, daß Guniſon ſich auch auf andere Weiſe und namentlich durch die Entdeckung mehrerer geheimen Anſchläge der Mormonen dieſen mißliebig und furchtbar gemacht hatte. Auf jeden Fall ward es eine Forderung ihrer mörderiſchen Politik, ſeinen Untergang herbeizuführen.

Kaltblütig und mit aller nur erdenklichen Selbſtgefälligkeit erzählte der Mormonenälteſte die Geſchichte ihrer blutigen That — wie die Guniſon nachgeſendete Schaar glücklich ihren Weg fortſetzte, wie der Herr ſie ſeine Spur finden ließ, wie ſie derſelben viele Tage folgten und ihn endlich mit ſeinen Be-

gleitern auf einem Hügel lagernd, entdeckten. Der Anführer der Schaar befahl, von plötzlicher Begeiſterung erfaßt, ſeinen Leuten, daß jeder ſeinen Mann auf's Korn nehme. Nachdem ſie ihre Büchſen abgefeuert, ſtürzten ſie mit ihren Meſſern und Tomahawks über die Verwundeten her und tödteten ſie vollends. Der Anführer erklärte, der Fluch Gottes würde auf ihnen laſten, wenn ſie einen einzigen leben ließen, mit Ausnahme der Frauen, denen ein noch grauſameres Schickſal vorbehalten war.

„Und was machte man denn mit den Frauen?“ fragte Mr. Ward.

„Man führte ſie in den Fluß, band ihnen die Kleider über den Köpfen zuſammen und ertränkte ſie,“ ſagte der Aelteſte. „Der Herr ſchenkte uns hierbei ſein Gedeihen und wird es uns auch ferner ſchenken.“

Auf dieſe Weiſe hörte ich, daß dieſe erfolgreiche Niedermetzelung Gunniſon's und ſeiner Leute als ein Argument dafür angeführt ward, daß andere eben ſo entſetzliche Thaten von dem gleichen Erfolge begleitet ſein würden.

„Ja, ich zweifle auch nicht, daß der Herr uns ſein Gedeihen ſchenken werde,“ ſagte Mr. Ward.

Ich kannte ſeine Stimme und ſchauderte, als ich die Entweihung des heiligen Namen Gottes hörte. Ueberhaupt iſt es eine der größten Greuel des Mormonismus, daß ſeine Anhänger für alle ihre Verbrechen eine göttliche Sanction in Anſpruch nehmen und daß ſie die handgreiflichſten Verruchtheiten durch ein „So ſpricht der Herr“ zu rechtfertigen ſuchen. Ihrem Dafürhalten nach ſchenkt ihnen Gott ſein Gedeihen bei Mord, Verrath, Unzucht und dem Martern wehrloſer Frauen. Geſegnet ſind die Augen, welche niemals das Antlitz dieſer Menſchen geſehen und mögen Alle, die ihnen fern ſtehen mit den Worten des Patriarchen ſagen „O, meine Seele komme

nicht in ihre Verſammlung, meine Ehre bleibe fern von ihren Geheimniſſen, denn in ihrem Zorne haben ſie einen Menſchen erſchlagen und in ihrem Dünkel einen Brunnen gegraben.

Es iſt wohl kein Wunder, daß mir ein Theil des angenehmen Geſprächs entging. Wohl aber iſt es ein Wunder, daß ich wieder horchte, als ein neuer Gegenſtand zur Sprache kam.

In ihrer Uebereinſtimmung mit ihrer Politik und damit keine ungünſtigen Berichte über ihr moraliſches und religiöſes Treiben, ſo wie über ihre Pläne unter das Publikum kämen, hatten ſie das alte Sprichwort zur Richtſchnur genommen, nach welchem „die Todten nichts wieder erzählen" und die Kenntniß eines großen Staatsgeheimniſſes hätte unter der despotiſchſten Regierung auf Erden nicht gefahrbringender ſein können, als ſie unter dieſen Menſchen war.

Man darf jedoch nicht glauben, daß alle Mormonen von dieſem Zuſtande der Dinge Kenntniß gehabt oder an der Verübung ſolcher Verbrechen Theil genommen hätten. Einige waren blos unthätige Zuſchauer, die ſich nicht die Mühe nahmen, ſich nach den wirklichen Urſachen viele Ereigniſſe zu erkundigen, die zum Vorſchein kamen. Andere, was ſie auch denken mochten, hüteten ſich, ihren Gedanken Worte zu leihen. Einige, wie ich gern glauben möchte, waren wirklich ſtumpfſinnig und unwiſſend. Es kann ſeltſam erſcheinen, daß eine Geſellſchaft von Menſchen im Stande war, ein ſolches Syſtem von Schurkerei und Verbrechen ſo viele Jahre durchzuführen, beſonders da fortwährend Auswandererzüge dieſe Gegend paſſirten und daher zu vermuthen ſtand, daß über kurz oder lang etwas von dieſen geſetzwidrigen Vorgängen entdeckt und allgemein bekannt werden würde.

Eine Geſellſchaft Auswanderer entdeckte auch wirklich Etwas, was ſie aber niemals offenbarte.

Es war nämlich im Spätherbſt, als ein Zug aus acht

Wagen, zehn Männern, zwölf Frauen und einem Häuflein Kinder beſtehend, in der Salzſeeſtadt Halt machte, um auszuruhen und ſich und ihre Thiere zu erfriſchen, ehe ſie das Schneegebirge überſtiegen. Die Männer waren ſchlau und gute Beobachter und die Frauen neugierig, was die Mormonenälteſten ſehr argwöhniſch machte, obſchon die Heuchler ſich hüteten, ihr Mißtrauen offen auszuſprechen.

Wir haben alle Mitleiden mit dem entlaufenen Sclaven, der von Spürhunden verfolgt wird, in Utah aber werden Gäſte und Beſucher von eben ſo grauſamen und unerbittlichen Spionen ausgeſpürt. Alle Worte und Handlungen werden belauſcht, ſelbſt die Gedanken ſucht man zu errathen und ſogar ein Ausdruck des Geſichts, ein Ton der Stimme, oder ein Geflüſter wird mit boshafter Uebertreibung weiterberichtet und zur Grundlage einer mörderiſchen Anklage gemacht. Dieſe Auswanderer waren keine Ausnahme von der allgemeinen Regel. Die Spione ermittelten, daß ſie ein Geheimniß entdeckt hatten, welches man ängſtlich zu bewahren wünſchte. Auch erfuhr man, daß ſie die Abſicht hatten, noch mehr zu erforſchen und endlich überzeugte man ſich ſogar auf die unwiederleglichſte Weiſe, daß zwei oder drei der Auswanderer ſich in ein Zimmer einzuſchleichen gewußt hatten, wo eine geheime Mormonenverſammlung abgehalten ward, wodurch es ihnen möglich geworden war, von manchen Plänen der Heiligen Kenntniß zu erlangen.

Auf dieſe Entdeckung ward ſofort wieder eine geheime Verſammlung berufen, von welcher die Auswanderer, obſchon ſie Gegenſtand derſelben waren, nichts wußten. Man beſchloß, daß, eben ſo wie ihr Verbrechen ein heimliches geweſen, auch ihre Strafe eine geheime ſein ſolle und die Barbarei der Strafe eine der alten ſpaniſchen Inquiſition würdige.

Shakeſpeare ſagt, daß zu ſeiner Zeit mancher Menſch lächelte und lächelte und dennoch ein Schurke war. Die menſch-

liche Natur ſcheint ſeit jener Zeit nicht beſſer geworden zu ſein. So lächelten auch dieſe mormoniſchen Heiligen, während ſie mörderiſche Anſchläge in ihrem Herzen trugen: ſie ſcherzten und lachten, liebkoſten die Kinder und wußten die Reiſenden aufzuhalten bis der Schnee auf den Gebirgen zu fallen begann und es allen Anſchein hatte, daß der Winter ſehr zeitig einbrechen würde. Nun machte man ihnen den Vorſchlag, daß zwei oder drei Mormonen als Führer ſie auf dem ſchwierigſten Theile der Reiſe begleiten und ihnen eine neuentdeckte Straße zeigen ſollten, durch welche die Entfernung um beinahe die Hälfte abgekürzt würde.

Zufrieden mit ſich ſelbſt, zufrieden mit den Mormonen und zufrieden mit der ganzen Welt reiſten die nichts ahnenden Auswanderer ab. Allerdings hatten ſie unter den Mormonen Vieles geſehen, was ihnen nicht gefiel. Die geheimen Offenbarungen hatten ſie zuweilen in Erſtaunen und Entrüſtung verſetzt, aber ſo fromme und gaſtfreie Menſchen wie die Anführer der Mormonen konnten nicht anders als gutherzig ſein. So ſchloſſen die argloſen Auswanderer und nahmen gern das ihnen angebotene Geleit an. Während die Anführer der Mormonen aber ſie auf dieſe Weiſe täuſchten, hintergingen ſie ihre eigenen Leute auf eine andere Weiſe. Den Uneingeweihten ſagte man, die Auswanderer gingen blos eine Tagereiſe weit in das Gebirge, um zu jagen.

Die Auswanderer verließen die Salzſeeſtadt, ſie verließen das Land der Mormonen und träumten nur von dem herrlichen Goldlande am ſtillen Weltmeer und freuten ſich, daß ſie Führer bekommen hatten, deren Kenntniß die Reiſe nach jenem herrlichen Lande abkürzen würde. Glaubt man wohl, daß auch nur ein Einziger jemals dahin gelangte? Hat man wohl einen Begriff von ihrem furchtbaren Schickſal? Es läßt ſich dies be-

zweifeln; denn ſelbſt die ſchwärzeſten Bilder der Phantaſie würden weit hinter der Wirklichkeit zurückbleiben.

Mit dem Namen des Schneegebirges bezeichnet man jene ungeheure Gebirgskette, welche den weſtlichen Rand des großen Beckens und die öſtliche Grenze von Californien bildet. Es iſt keine einzelne Gebirgskette, wie man ſie auf der öſtlichen Seite des Continents antrifft und zu deren beiden Seiten ein offenes Land liegt, ſondern eine Reihenfolge von Gebirgskämmen, die mit ſchmalen Schluchten, reißenden Strömen und unergründlichen Seen abwechſeln. Wer ſich einmal in dieſen Gebirgen verirrt, iſt unrettbar verloren. Eben ſo gut hätte man verſuchen können, aus den Gemächern des alten Labyrinths den Weg an die freie Luft zu finden. Hat man einen Berg unter allen den Schreckniſſen, welche Schnee, Kälte und Ermüdung mit ſich bringen, erſtiegen, ſo ſieht man ſich blos an dem Fuße eines zweiten. Bodenloſe Abgründe, zugefrorene Seen und ſchwarze Schluchten umgeben den Wanderer auf allen Seiten, und der Tod, der ſchrecklichſte Tod iſt die einzige Rettung.

Und demnach erzählte dieſer Mormonenälteſte, der jetzt mit Mr. Ward ſprach, mit kaltblütiger Ausführlichkeit alle Einzelnheiten ſeiner Schurkerei, ſo wie die furchtbaren Leiden jener Auswanderer, die er mit auf Abwege hatte bringen helfen. Einer der Unglücklichen, welcher ſeine Genoſſen überlebt hatte, war im nächſten Frühling von einem Jäger entdeckt worden. Er lebte gerade noch lange genug, um das entſetzliche Schickſal ſeiner Kameraden zu erzählen und zu ſagen, wo man ihre Ueberreſte finden würde. Die Nahrung aber, welche früher gereicht, ihn am Leben erhalten hätte, führte in dieſem letzten Stadium des Hungers ſeinen Tod herbei. Einige dieſer Jäger waren Mormonen, welche nach Utah zurückkamen, und das Ungeheuer hatte, obſchon Kirchenälteſter, dieſe Mittheilung aus

ihrem eigenen Munde, ohne daß ſie wußten, welche Blutſchuld auf ihm laſtete.

„Und ſtarben ſie denn alle?“ fragte Mr. Ward mit zitternder Stimme. „Der Himmel weiß, daß ich ihren Tod nicht auf meinem Gewiſſen haben möchte.“

„Es war der Wille des Herrn,“ ſagte der Mormone. „Hatten ſie nicht verſucht, die Heiligen zu verrathen?“

Mr. Ward gab keine Antwort, und der Mormone fuhr fort: „Die Führer, welche wir mit ihnen ausſendeten, verſicherten mir, nach ihrer Rückkehr, daß wir nicht uns weiter vor ihnen zu fürchten brauchten, denn ſie wären ſo in die Irre hineingeführt, daß der Teufel ſelbſt ſie nicht auf den richtigen Weg zurückzubringen vermöchte. Anſtatt über das Gebirge hinüberzukommen, würden ſie ſich immer mehr darein vertiefen und zur gerechten Strafe für ihre Hartnäckigkeit und Neugier durch Kälte und Hunger einem gewiſſen Tode anheimfallen.“

„Dann gingen ſie alſo nördlich anſtatt weſtlich?“ fragte Mr. Ward.

„Das war es. Ebenſo wie die Kinder Iſrael in der Wüſte umherzogen, bis ſie alle um ihrer Sünden willen umkamen, ſo war es auch mit dieſen Leuten. Es war mir offenbart worden, daß es der Wille des Herrn ſei.“

„Wirklich?“ fragte Mr. Ward in feierlichen Tone.“

„Nachdem die Führer ſie verlaſſen hatten,“ fuhr der Mormone fort, „kamen ſie in das eigentliche Herz der Granitgebirge hinein, wo alle Vegetation aufhört und die zu einer Höhe von vielen tauſend Fuß anſteigen. Die Gemſe des Felſengebirgs und ein kleines Thier, welches Aehnlichkeit mit einem Eichhörnchen hat, waren die einzigen hier noch zu ſehenden lebenden Geſchöpfe und ſo ſcheu, daß alle Verſuche ſich ihnen auf Schußweite zu nähern vergeblich waren. Der

Schnee ward um die Auswanderer herum immer tiefer und ihr Vorrath an Lebensmitteln immer kleiner. Es war ihnen unmöglich, in den Schneewehen weiter zu kommen und endlich ſchlug man vor, ein Lager aufzuſchlagen und den Winter hindurch liegen zu bleiben. Zum Glück, wie es ihnen ſchien, entdeckten ſie eine Höhle in der vor dem Winde geſchützten Wand eines Berges, deſſen mit Eis bedeckten Spitze in einer Höhe von 15,000 Fuß über ihnen funkelte. Sie ſtellten ihre Wagen vor den Eingang, luden ihre Sachen ab und ſchafften den größten Theil davon in die Höhle, während man die Thiere frei laufen ließ, damit ſie die zarten Schößlinge des kümmerlichen Gebüſches abnagten und die dürftigen Grashalme an den Stellen abweideten, wo der Wind den Schnee von dem Bergabhange hinweggetrieben hatte. Eine Abtheilung von fünf Mann ging voran, um den Weg zu erforſchen. Nachdem ſie eine Woche lang hin und her gewandert waren und ſich dabei blos von der Rinde eines Baumes genährt hatten, kehrten ſie unverrichteter Sache in das Lager zurück. Zu wiederholten Malen ward dieſer Verſuch erneuert, aber ſtets ohne Erfolg. Nun gaben ſie ſich einer nach dem andern der Troſtloſigkeit und Verzweiflung hin, während ihnen alle Schreckniſſe des Hungertodes vor Augen ſtanden. Ihre Thiere wurden eines nach dem andern geſchlachtet und gegeſſen und dann und wann brachten die Jäger ein erlegtes Wild. Nachdem dieſe Hülfsquellen erſchöpft waren, gewährten Wurzeln, Baumwurzeln und ſogar Gras die Mittel kümmerlicher Subſiſtenz. Aber die Kälte ward unerträglich, der Boden war mit furchtbaren Schneewehen bedeckt, der Schnee erfüllte die Luft und verdunkelte den Himmel und die Geſellſchaft ſah ſich nun dem furchtbarſten Mangel Preis gegeben. Die Männer waren nur noch lebendige Gerippe. Einige legten ſich in ihre Betten und weigerten ſich dieſelben wieder zu verlaſſen, andere,

deren abgemagerte und matte Beine ſie nicht mehr zu tragen vermochten, krochen auf Händen und Knien durch den Schnee nach ſolchen Stellen, welche der Wind kahl geweht hatte und gruben mit ihren ſteifen erſtarrten Fingern nach den Graswurzeln oder ſonſt etwas, was das Leben erhalteu konnte.

Mr. Ward war ſchweigend im Zimmer auf- und abgegangen. Ich hörte ſeine Tritte, endlich blieb er ſtehen, wahrſcheinlich dem Mormonenälteſten gegenüber.

„Warum erzählen Sie dies?“ fragte er in bekümmertem Tone.

„Weil es mich freut, daß der Herr unſere Feinde beſiegt hat.“

„Ich habe nie über das Unglück eines Kindes frohlocken können,“ ſagte mein Gatte.

„Aber ich thue es, ſagte der Aelteſte. Ich freue mich, ich frohlocke darüber, ich bin ſtolz darauf. Nie habe ich ein angenehmeres Gefühl empfunden, als da ich jenen Jäger erzählen hörte, wie die Männer ſich in die ſchreckliche Nothwendigkeit verſetzt ſahen, das Fleiſch ihrer todten Frauen zu verzehren und wie Mütter mit gierigem Hunger ſich von dem verſtümmelten Körper ihrer Kinder nährten. Mein tägliches Gebet iſt, daß alle unſere Feinde in daſſelbe Drangſal verſetzt werden und auf eine gleichſchreckliche Weiſe umkommen.“

Still und ſchweigend hatte ich dieſe ſchreckliche Erzählung angehört und zweifelte halb an der Möglichkeit einer ſo verruchten That, bis dieſer letzte entſetzliche Wunſch die Wirklichkeit deſſelben beſtätigte. Mich ſelbſt und alles um mich her vergeſſend, ſtieß ich einen lauten Schrei aus.

Im nächſten Augenblick ſtanden die beiden Männer neben mir. Ich begriff ſofort meine Lage und warf mich meinem Gatten zu Füßen. Er betrachtete mich mit Rührung und Mitleid.

„Sie iſt verloren!“ ſagte der Aelteſte. „Die Sünde, welche Eva's Verderben war, wird auch das ihrige ſein. Verderbliche Neugier!“

„Verlaſſen Sie uns jetzt,“ ſagte Mr. Ward, „ich wünſche mit meiner Frau allein zu ſprechen und werde ein andermal bereit ſein, mit Ihnen dieſe ſchlimmen Angelegenheiten weiter zu verhandeln.“

Der Aelteſte ging fort, aber noch immer hallten die ſchrecklichen Worte in meinen Ohren: „Sie iſt verloren.“

„Weißt Du Marie,“ ſagte Mr. Ward, „daß dieſe thörichte Neugier, Dein Leben in Gefahr gebracht hat?“

„Ich weiß es, aber nicht die Neugier iſt meine Schuld, ſondern dies Wiſſen. Ich begab mich in dieſes Zimmer, ohne die mindeſte Abſicht, Euer Geſpräch zu belauſchen. Ich empfand durchaus keine Neugier und wenn ich etwas gehört habe, ſo iſt dies eben ſo ſehr die Schuld des Sprechers, als die meinige. Es wäre nutzlos, wenn ich den Auftritt ſchildern wollte, welcher nun folgte; obſchon von Zorn, Entrüſtung und Vorwürfen dabei nicht die Rede war. Nicht blos meine Augen vergoſſen Thränen, auch ein männliches Herz ward von Unruhe und Schmerz gefoltert. Ich bat meinen Gatten, mir zu geſtatten, aus dieſem Lande zu entfliehen.

„Das iſt unmöglich Marie! Wo willſt Du hin?“

„Mit Harmer und ſeinen Leuten.“

Er ſchüttelte den Kopf. „Und wenn Du auch dieſes Land hinter Dir hätteſt, Marie, ſo wäreſt Du deswegen immer noch nicht gerettet. Der Mormonismus hat ſeine Emiſſäre in allen Staaten der Union, welche auf Befehl der Kirche Deinen Aufenthaltsort mit untrüglicher Gewißheit entdecken würden und dann —“

„Dann wäre ich ihrer Rache preisgegeben, welche grauſam iſt,“ ſagte ich ihn unterbrechend.

„Ganz recht und hier haſt Du wenigſtens einen Freund.“

„Ich fühlte, ich wußte es, aber leider war dieſer Freund ein Mormone. Und dennoch ſetzte ich alles Vertrauen auf ſeine Liebe und Treue. Nur noch eine Frage blieb übrig: War ſein Einfluß wohl ausreichend, um mich vor Tod oder ſchimpflicher Strafe ſeiner Kirche gegenüber zu ſchützen?

Achtundvierzigſtes Kapitel.

Schluß.

Mehrere Tage vergingen, während welcher ich mit allen Qualen der Ungewißheit kämpfte. Es war eine geheime Verſammlung abgehalten worden, um über mein Verbrechen zu berathen, aber das Ergebniß war weder mir noch meinen Gatten bekannt. Man hatte ihm den Zutritt dieſer Berathung nicht geſtattet und die Beſchlüſſe, welche in ſolchen Verſammlungen gefaßt wurden, verriethen ſich blos durch die ſpäter folgenden Ereigniſſe. Natürlich ſchwebte ich in fortwährender Angſt. Ich zitterte bei dem leichteſten Geräuſch und floh bei der Annäherung meiner beſten Freunde. Hätte ich die Art, die Zeit und den Ort der Strafe gekannt, ſo wäre mir dieſer Zuſtand erträglicher geweſen, denn ich hätte mich darauf vorbereiten und mit Standhaftigkeit richten können. Sogar der Troſt der Theilnahme oder des Raths meiner Freunde war mir beraubt, weil Mr. Ward behauptete, daß das einzige Mittel meine Strafe zu mildern, darin beſtünde, daß man die ganze Sache ſtreng geheim hielte und dieß ſchien auch in der That ſo zu ſein.

Mittlerweile war ich, trotz meiner eigenen Gefahr, um das künftige Schickſal derer, die nach Californien auswandern

wollten, ſehr beſorgt. Ihre Rüſtungen für die Reiſe gingen ſehr raſch von ſtatten und Brigham und die Aelteſten leiſteten ihnen dabei allen möglichen Vorſchub, beſchrieben ihnen die Straße, die ſie einzuſchlagen hätten, und ſprachen von der Ausſicht auf Reichthum und Glück, welche in dem Goldlande die Anſiedler erwartete.

Aber dennoch ließen Die, welche man auf dieſe Weiſe ins Verderben zu ſtürzen ſuchte, ſich nicht gänzlich täuſchen. Mrs. Bradiſh kannte den gewiſſenloſen Charakter dieſer Menſchen, Emily hatte von ihren heimlichen Angelegenheiten mehr erfahren, als ſie ſich zu offenbaren getraute. Harmer begriff recht wohl, daß die Gefahr des Entrinnens nicht größer ſei, als die des Bleibens, und vertraute vielleicht zu ſehr auf ſeine Fähigkeit, ſeine Feinde zu überliſten; denn trotz ihrer anſcheinenden Freundlichkeit wußte er recht wohl, daß der bitterſte, ſchwärzeſte Haß in ihren Herzen lebte.

An einem ſchönen Morgen zu Anfange des Frühlings reiſten ſie endlich ab. Die ganze Geſellſchaft zählte ungefähr ein Dutzend von Denen, welche von der Politik der Mormonen abzuweichen wagten. Ich ſagte ihnen mit ſchwerem Herzen und thränenvollen Augen Lebewohl.

„Nehmen Sie ſich vor den Indianern in Acht," ſagte ich zu Mrs. Bradiſh.

„O, fürchten Sie nichts; Anna Bradiſh wird beide Augen offen halten."

„Dann kennen Sie wohl die Gefahren, die Ihnen drohen?"

Sie nickte bedeutſam und ſagte:

„Sie werden nicht größer ſein, als ſie hier ſind."

Ich ſagte nichts weiter, denn Mr. Ward's Augen waren mit einem Ausdrucke, den ich recht wohl verſtand, auf mich geheftet.

„Kamen denn dieſe Leute jemals nach Californien?“ wird der Leſer fragen.

Nicht ein Einziger von ihnen. In der vierten Nacht ihrer Reiſe wurden ſie überfallen und ſämmtlich ermordet. Mr. Ward erzählte mir dies und als ich weinte und ihm Vorwürfe darüber machte, daß er in ſolche Verbrechen gewilligt, antwortete er kaltblütig: er habe es nicht verhindern können, und ſo lange als die Majorität ſolchen Dingen günſtig ſei, müſſe die Minorität ſich entweder ſchweigend verhalten, oder ſich darauf gefaßt machen, daſſelbe Schickſal zu theilen.

Einige Tage ſpäter theilte mir Mr. Ward mit, daß er in Angelegenheiten der Kirche auf einige Tage verreiſen müſſe. Dieſe Worte waren an und für ſich ziemlich einfach, aber die Aengſtlichkeit ſeines Weſens und ein räthſelhafter Ausdruck ſeines Geſichts erregten in mir den entſetzlichſten Argwohn. Ich wollte ihm zu Füßen fallen und ihn flehentlich bitten, mir zu ſagen, ob ich in ſeiner Abweſenheit für mein Leben zu fürchten habe, aber er verließ, nachdem er mich von ſeinem Vorhaben in Kenntniß geſetzt, ſofort das Haus, ohne ein einziges Wort des Abſchieds. Vor Furcht und Angſt außer mir dachte ich plötzlich an Flucht. Eigentlich war dies kein neuer Gedanke, doch hatte ich bis jetzt jede Ausführung deſſelben für unmöglich gehalten. In dieſem Augenblicke jedoch bemächtigte ſich meiner der glühende Wunſch nach Freiheit, in Verbindung mit dem größten Widerwillen, noch länger unter den Mormonen zu bleiben, während ich faſt mit Gewißheit ahnte, daß eine furchtbare Strafe meiner harre. In meiner Angſt und Aufregung dachte ich nicht, daß auch noch andere Gefahren zu beſtehen ſein würden und beſchloß auf alle Fälle, einen Verſuch zur Flucht zu machen.

Ungeduldig den Einbruch der Nacht erwartend, traf ich einige Vorbereitungen, legte Männerkleider an, die früher

Mrs. Bradiſh zugehört hatten, färbte mir das Geſicht, ſo daß ich einem Indianer glich, und ſchlich dann, ſo bald es finſter genug war, vorſichtig zur Hinterthür unſers Hauſes hinaus, kletterte über den Gartenzaun und ſtieg in das Thal hinab, durch welches der indianiſche Spurweg führte. Anfangs fühlte ich mich leicht und froh, als ich ſo raſch durch die dunkeln Schatten des Waldes dahinſchritt; als aber das Gefühl der Ermüdung mich übermannte und das laute, lange Heulen des Wolfes ſich Unglück verkündend mit dem Gekreiſch des Panthers und den traurigen Wehklagen des Nachtvogels miſchte, begann ich die volle Gefahr meiner Lage einzuſehen und über die Verwegenheit nachzudenken, mit welcher ich gewagt, die Wohnungen der Menſchen zu verlaſſen, um allein fortzuwandern und vielleicht in der faſt unendlichen Wildniß umzukommen. In dieſer äußerſten Noth empfahl ich mich Gott als der ſtets gegenwärtigen Zuflucht in der Zeit der Noth und ſchöpfte Muth aus der Kenntniß ſeiner Alles fügenden Vorſehung. Erfüllt von dieſen tröſtlichen Gedanken ſetzte ich mich an den Fuß eines Baumes. Ich fühlte jetzt keine Furcht mehr. Ich gedachte des Wortes des Patriarchen: Der Gott Iſraels iſt Deine Zuflucht und ſein ewiger Arm herrſcht über Dir. Und die Kraft dieſer Worte durchdrang meine innerſte Seele. Während ich noch ſo nachdachte, ward ich von einem tiefen, aber angenehmen Schlummer überwältigt und als ich am nächſten Morgen erwachte, ſchien ſchon die Sonne und die Vögel ſangen, während mein Geiſt erfriſcht und meine Körperkraft erneuet war. Ich genoß ein wenig Zwieback, den ich mitgebracht, wanderte dann weiter und bald darauf bemerkte ich ein Pferd, welches am Rande eines kleines Fluſſes weidete. Es war geſattelt und gezäumt und ein dunkler Flecken auf dem Geſchirr war offenbar Blut. Das Thier erblickte mich und kam vertraulich wie ein alter Freund herzu, obſchon es, nach

ſeinem Ausſehen zu urtheilen, ſeit mehreren Tagen keinen Herrn zu haben ſchien. Der eine Zügel war zerriſſen und der Sattelgurt verſchoben, wahrſcheinlich weil es ſich niedergelegt hatte. Ich redete es freundlich an, ſchnallte den Sattel wieder feſt, führte es an einen Baumſtumpf und ſtieg ohne Widerſtand auf. Es war ein ſchönes, ſtattliches Thier, muthig und feurig, und trug mich raſch weiter. Es wäre mir unmöglich, die Gefühle der Dankbarkeit zu ſchildern, die ich empfand, während ich über dieſe mir von der Vorſehung rechtzeitig geſandte Hülfe nachdachte.

Das Pferd hatte wahrſcheinlich einem Soldaten oder Auswanderer angehört, der von den Indianern oder Mormonen ermordet worden war. Ich konnte nun meine Reiſe mit der größten Leichtigkeit fortſetzen. Während des Tages ging und ritt ich abwechſelnd und brachte die Nacht zu, wo ich gerade ein genügendes Obdach fand.

Endlich, am vierten Tage meiner Reiſe, während ich Mittags am Fuße eines Hügels ruhte, hörte ich dicht in meiner Nähe ein Rauſchen im Dickicht und gleich darauf floh ein durch einen noch in der Bruſt ſteckenden Pfeil tödtlich verwundeter Hirſch an mir vorüber, taumelte aber und ſtürzte, anſcheinend todt, nieder, nachdem er blos noch eine kurze Strecke zurückgelegt. Es dauerte nicht lange, ſo ſprang ein bunt bemalter und gefiederter Indianer aus dem Gebüſch. Als er mich gewahrte, ſtieß er ein eigenthümliches Grunzen aus und blieb ſtehen, als ob er nicht wüßte, ob er herankommen oder ſich zurückziehen ſollte. Ich ſtand auf, ging auf ihn zu und bot ihm die Hand, welche er nach einigem Zögern annahm. Er konnte engliſch ſprechen und es folgte nun eine Unterredung, welche damit endete, daß er mich aufforderte, ihm in ſeine Hütte zu folgen. Ich nahm dieſes Anerbieten freudig an und nachdem der Hirſch zerlegt worden, machten wir uns auf den

Weg. Aber man denke meine Ueberraſchung und meine Freude, als ich bei meinem Eintritt in ſeine Hütte eine alte Bekannte darin erblickte!

„Ethlin!“ rief ich, vor Erſtaunen ganz außer mir. Sie fuhr bei dem Ton meiner Stimme empor und betrachtete mich mit einem ſeltſamen Gemiſch von Ueberraſchung und Neugier. In der Meinung, daß ich am beſten thun würde, wenn ich mich ihrer Großmuth in die Arme würfe, theilte ich ihr ſofort alle Umſtände meiner Flucht aus der Stadt der Mormonen mit und hatte die Freude zu ſehen, daß ich in ihrer Bruſt ein Mitgefühl erweckte, welches zu meinem Vortheile dienen mußte. Ich verweilte mehrere Tage bei ihnen und dann erbot ſich der Indianer, mich nach den civiliſirten Niederlaſſungen zu bringen. Unter ſeinem Schutze legte ich die Reiſe mit verhältnißmäßiger Sicherheit zurück, obſchon beinahe drei Monate von der Zeit meiner Flucht aus der Mormonenſtadt an vergingen, ehe ich die Wohnungen meiner Freunde erreichte.

Sicher und geborgen bei dieſen fühlte ich mich lange Zeit zu glücklich, als daß ich auf den Einfall gekommen wäre, ein Buch zu ſchreiben; da ich aber viel von dem Mormonismus und den Plänen der Häupter deſſelben ſprechen hörte, ſo empfand ich den Wunſch, der Welt ein Bild von meinen Erfahrungen mitzutheilen, damit man die Ungeheuerlichkeiten und Gräuel des Mormonismus kennen lerne, ſo wie die Verbrechen und Betrügereien ſeiner tonangebenden Mitglieder, deren verderblicher Einfluß in dem ſchönen Utah vorherrſchend iſt. Wenn Einer oder der Andere ſich durch meine Mittheilungen warnen läßt, ſo iſt meine Arbeit nicht vergebens geweſen.

Leipzig, Druck von Gieſecke & Devrient.